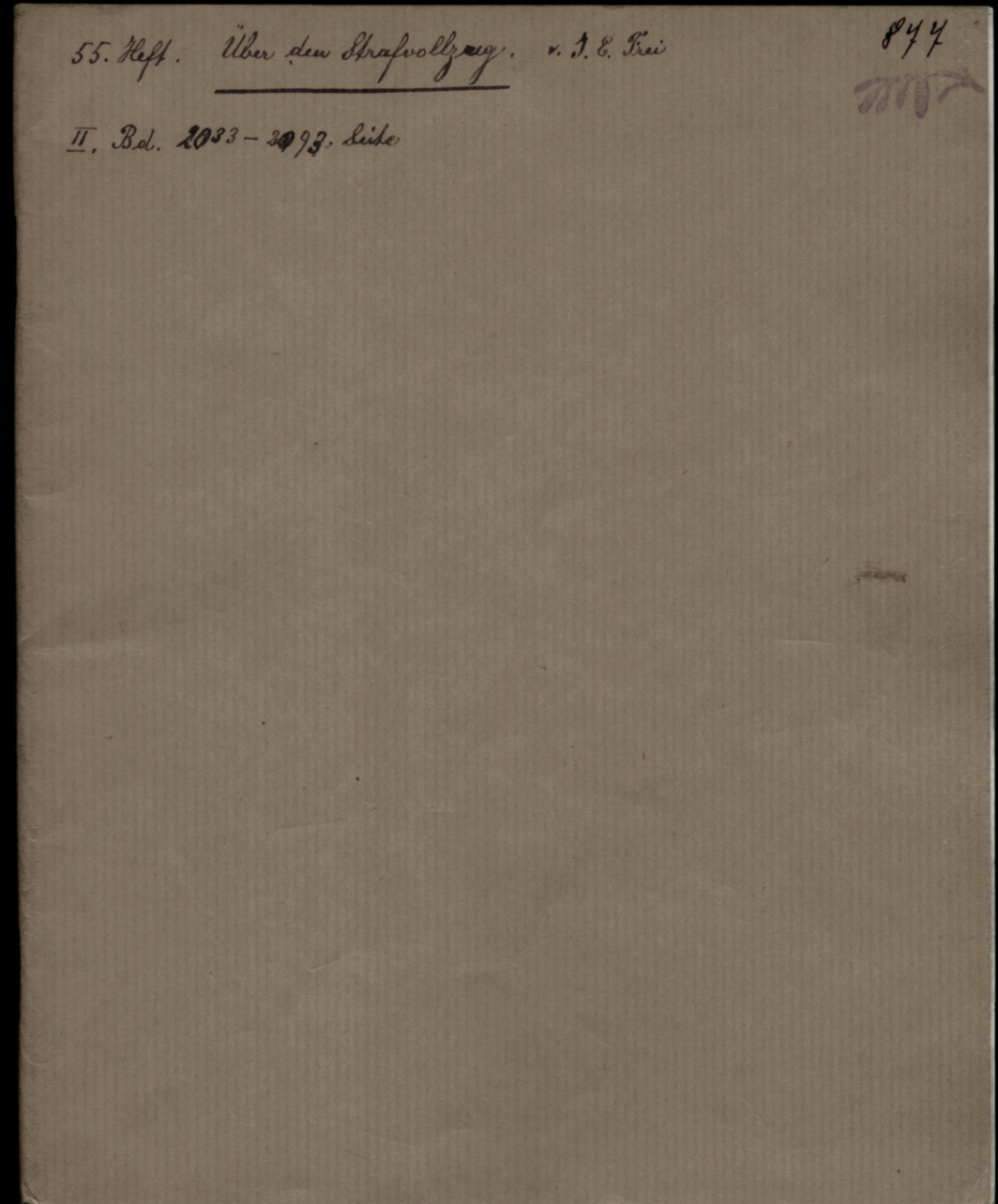


HOME

Heft 55

Inhalt:

- Fortsetzung des 39. Kapitels über Witzwil. Die Butikler
- Die Gangchefs
- Die ärztliche Behandlung?
- Die jugendlichen Gefangenen von W.W.
- Die Küche
- Grosser Besuchstag der Gefangenen
- Eine vereitelte Hasenjagd
- Allgemeiner Audienztage für die Gefangenen bei der Direktion
- Ein Tanzabend mit Zigeunermusik
- Witzwil bewirtet seine Gäste
- Ein Standgericht am Weihnachtstag
- Ein grosser Probetag mit Motorpflügen
- Die Entlassung der Gefangenen in Witzwil



Fortsetzung des 39. Kapitels über Witzwil.

Die Butikler.

In der Schneiderei war Arbeitermangel eingetreten, und es wurde mir mitgeteilt, dass ich am Montag kommender Woche, meine Tätigkeit dort aufnehmen sollte.

Diese Botschaft war mir insofern nicht unwillkommen, als ich von diesem Butikbetrieb schon allerbald ergötzliche Geschichten gehört hatte. Zwar liess das, mich von meinem Kameraden Emil trennen zu müssen, der bis dahin wie ein guter Bruder für mich gesorgt hatte, und dem es gelungen war, sich auch in Witzwil, bei allen Anstellungen, eine grosse Geltung zu verschaffen.

Als ich ihm meine Versetzung kundgab, meinte er: "Soppi, pass uf!" "Das isch sogar a ganz famos Sache," "Es het nämli do Lämme, es isch a schwerer, richi Bündeli, und do können wir, mit unser G'schäftsverbindige, sicher a meügs mache!" "Verstehst?"

Ja, ich hatte verstanden. — Am Montag zog ich also fröhlich in die Butik ein, denn gerade sie fehlte mir noch, zum vollständigen Bild von W. W.

Wir Butikler, wie man uns mit dem Sammelnamen kurz,

bemerkte, da im selben Räume mehrere Gewerbe vereinigt waren, stellten uns beim Abmarsch zur Arbeit gesondert auf und bildeten stets das Schwanzende der ganzen Kolonne.

Die Bude lag hinter der Käserei in einem Lagerschuppen. Im Erdgeschoss, war die Schlosserei und Schmiede untergebracht, sowie die Wagner und Schreinerwerkstätte. Im ersten Stock befand sich unser Arbeitsraum, von circa 30-32 Meter Länge und 10 Meter Breite, mit grossen Fenstern zu beiden Längsseiten.

In der Mitte des grossen Saales stand ein langer Tisch, an dem stündlich 8-10 Mann mit Kartoffelgerichten für die Küche, beschäftigt war. Laute Juvakide, mit körperlichen Gebrechen aller Art, und Altersschwache Leute, die meist wegen übermässigen Alkoholgusses, vor der Zeit, ihre gesunde Arbeitskraft eingebüsst, aber hier in Witzwil, bei dieser Tätigkeit, immer noch brauchbare Menschen waren. Daneben stand ein mächtiger eiserner Ofen, der im Winter den ganzen Tag rotglühend geheizt wurde, denn an Brennmaterial fehlte es nicht, hatte man ja doch den eigenen Forst. Im Ofenrohr aber brügelten zur Winterszeit den ganzen Tag Kartoffeln und Äpfel, die sie gleich neben ihrer Arbeit verzehrten, und ich sah nie, dass deswegen von irgend einer Seite Eingesparche erhoben wurde.

Auf der linken Seite, arbeitet dann der Sattlereister, mit einem oder zwei Gehilfen. Er nachdem gerade Gefangene da sind, die diesen Beruf erlernt haben. Sie reparieren meist Pferdegeschirr und Zaumzeug, für die verschiedenen Zugtiere, fertigen aber zugleich auch alles Neue an, dessen die Anstalt auf diesem Gebiet

für ihren Grossbetrieb bedarf. Das ist eben auch einer jener ²aussergewöhnlichen Vorteile Witzwils, dass es auch in dieser Hinsicht für alles was es braucht, Selbsterzeuger ist. Und alles, was in den Gewerken erzeugt wird, ist auch nur für den Eigenbedarf bestimmt. Ausgenommen vielleicht, Körbe und Latten einfacher Art. Sie machen also keinen Handwerksberuf draussen eine Konkurrenz.

Davor arbeiten 6-8 Schuhmacher. Rechter Hand, sitzen 2-3 Korbflechter, 2 Lachflicker, sowie 4-6 Strümpfeschöpfer, denn der Witzwiler keine weiblichen Gefangenen beibringt, müssen auch alle diese Arbeiten durch Männer besorgt werden. Die "Wäscher" bilden eine eigene Gruppe von Leuten. Dazu kommen nun noch die Schneider mit 6-8 Mann, die von diesem Raum den meisten Platz einnehmen. In einem durch Glaswand abgetheilten kleinen ~~Küchen~~ ^{Küchen}, arbeitet noch ein Gefangener allein, als Buchbinder.

Indem dieser Gewerbe steht ein Baufeldleiter Meister vor. Die drei in unserem Saal beschäftigten, waren schon ältere, gemüthliche Männer, die ihr Amt mit Humor und ruhiger Gelassenheit ~~aus~~ ^{aus}übten. Der Sattler, ein verständiger, gutmüthiger Mann, stets bereit jedem Gefangenen sein Los zu erleichtern. Der Schneider, ein schon in die siebenziggehender, schwerhöriger Mann, der auch nie sah, wozu man ihn her vorkam, oder es mit gutigem Lächeln ~~über~~ ^{über}sah. Der Schneidermeister aber, ein undrolliger, gemüthlicher Konig, dem der Schalk zum ganzen Gesicht hervorschaukte. Er war eine kurze, breite Figur, mit ein paar mächtigen O. Beinen, die einem Berater alle Ehre gemacht hätten, und unter seiner

ebenso breiten Stirne, lugten einen ein paar gutmütig, glotzend und herausstehende Augen an, die mit buschigen, langen Wimpern beschattet waren. Wenn er einen ansah, hatte man immer das Gefühl, man müsse auf ihn zutreten und ihn mit der Hand auf der Stirne kraulen, wie bei einer Kuh auf der Wüde. Alle standen sich gut mit ihm. Aber er selbst hatte eine Person im Hinterkopf, die er am liebsten nie sah, und die er fürchtete, wie ein verprügelter Schuljunge, und das war die Frau Direktor.

Sie führte nämlich die Oberaufsicht über alle Wäsche selbst. Ihm, als Schneidermeister, unterstanden aber die ^{Wäscher} Flecker und Strümpfstopfer, deren Arbeiten er eben kontrollieren sollte. Ihm war sie aber einmal in Harnisch geraten, über die vielen, schlecht gestopften Strümpfe, kam an das Fenster und klopelte ihn darob mit derben Worten ab, wobei sie ihm am Schluss, ein ganzes, grosses Bündel, das sie in Händen trug, direkt an den Kopf warf. Seit jener Stunde war er ihr feindlich gesinnt, und wenn es dann einen Gefangenen gab, der Frau Direktor, hinter ihrem Rücken, einen Streich zu spielen, so freute er sich, dass ihm darob die Ohren wackelten. Er selbst aber fürchtete sie von da an, und wich ihr aus, wo er nur konnte. War es aber einmal unmöglich ihrer Begegnung zu entgehen, zog er seine Schürmüschze mit solcher Eile vom Kopf, dass er sie in der Hast oft gar nicht erfasste und nur mit der leeren Hand über dem Kopf herumfuchtelte, so, dass wir alle laut lachen mussten.

3
Schon in den ersten Tagen, als ich bei ihm in der Schneiderei war, erzählte er mir diese Geschichte mit dem Strümpfstopfer, die er mit dem Wortchen beendet: „Ja, der Teufel!“ das ist eine, lugst du neunmal!“

An dieses Gespräch knüpfte er nun gleich meine künftige Aufgabe an, was ich zu tun habe, wenn sie kommt. Und sie kam jede Woche mit etwas, bei ihrer Wäschekontrolle. Indessen sie kam nie in den Saal herein. Die Wäscherei lag in einem Hintergebäude, das jedoch auf Höhe des ersten Stockes, durch ein schmales Brücklein mit der Schneiderei verbunden war, das heisst, von einem Fenster unseres Saales aus, konnte man hinaus und herein. Von dem Fenster aber war noch ein Eisengitter, dass nur von unserer Innenseite mit dem Schlüssel zu öffnen war, so, dass sie zuerst dort ausspionieren musste.

Als er merkte, dass sie kam, stürmte er rasch zu mir, warf mir seinen grossen Schlüsselbund auf den Tisch und rief:

„Ç'schwindel! sie kommt.“

Dann musste ich die Sache erledigen. Von ihm selbst aber, war nichts mehr zu sehen, als zwei schiefgekehrte Schuhabsätze, die noch unter dem Tisch hervorlugten. Erst wenn ich Gitter und Fenster wieder geschlossen, knetete er wieder auf.

Der zweite Spezialauftrag, den er mir übergab, lautete:

Lugst, mit deiner Elspündli nicend er de alli Mäntig zum Monsieur Nicola dure, zum fülle lach. Dass das ja nie vergesse, denn es git jetzig nua bei Öl net. Das was de wo i de Pöbli inne isch, lünd er de aber jerst essen, i die gross Flöische, wo

n'ig dat ien Kaste emme ha!" Also gältig, d'Her bei mi recht verschtanda!"

Ich bejahte, und da er sah, dass ich ein gelehrigen Schüler war, wurde ich noch in weiteren Fächern mit Spezialaufgaben beauftragt. Wir hatten zwar nur zwei Nähmaschinen in unserem Betrieb, für die ein "Spinnli" den ganzen Monat ausgerichtet hätte, aber mein guter Alter, brachte mir auf einem Tablet deren elf Stück, die ich nun allwöchentlich bei Monsieur Nicola füllen lassen ging, denn er versah ausser seinem zahlreichen Auktorat, auch noch dasjenige eines Materialverwalters. Zu uns herüber kamen überhaupt nie jemand. Ein einziges Mal kam der Papas Kellerhals, um Augenschwein zu nehmen, als einer von der Butik durchgebrannt war. Dieser hatte die Gelegenheit benutzt, als sie die geschälten Kartoffeln in die Küche hinübertragen sollten. Er war schon einmal ab, und wurde eben deshalb, in die Werkstätt versetzt, wobei ihm zugleich, auf Rose und Roch mit schwarzen Färb, in grossen Lettern das Wort "Witzwiel" aufgedrückt wurde, um ihm eine gewisse Pflicht zu verunmöglichen.

Es machte es aber diesmal besser und liess diese Kleider ganz zurück, indem er mit nur einer Rose behelidet aufblühte, die er bei uns schmucklos gestohlen hatte, von den Zivilkleidern eines anderen Gefangenen. Diesen sah ich nicht mehr zurückkehren, so lange ich dort war.

In dieser Butik war also eine sehr gemischte Gesellschaft beisammen, in jeder Beziehung. Auch hier war der ganze Tag reichliche Unterhaltung. Aber nicht nur das, es war auch der Handelshauptplatz für ganz Witzwiel. Von da aus kamte

4
wirklich aber auch gar Alles besorgt werden, was einer zu kaufen wünschte. Hier befanden sich die geriebstesten Makler, und Bunt hatte mit seiner Spekulation gewiss nicht falsch gerechnet. Es bestand hier eine richtige Warenbörse, und zugleich konnte einer das Geld zur sicheren Aufbewahrung geben, denn es gab günstige Verstecke für alle Dinge. Was aber hier zugleich der Austausch gestohlen wurde, übersteigt jegliches, was ich an anderen Orten sah. Jeder arbeitete schwarz für sich und verhandelte es anders. Wer wieder einen Schluck Schnaps nehmen, oder rauchen wollte, begab sich einfach auf den A. B.

Im Gegensatz zu Thorberg, wo viel gestritten wurde, lebten die Gefangenen auf der Werkstätte sehr verträglich zusammen. Sie zogen eben alle am gleichen Strang, und wer nichts hatte bekommen vom anderen, der ging hier keiner aus. Und da es ihnen an nichts mangelte, hatten sie auch keine Ursache unzufrieden zu sein. Mittags, Abends und Sonntags kamen sie mit allen zusammen die draussen arbeiten, um ihre Geschäfte in Klang zu bringen.

Es gab wohl einzelne Wochentage der Arbeit, wo dann auch die gesamte Butik hinaus musste, wie im Knecht und der Brute, sowie zum Kartoffelbuddeln und Sortieren, aber meistens nur den Samstag. Kommen wir dann aufs Feld, wurden wir von den anderen stets mit grossem Hallo empfangen, denn wir wussten oft mehr Neues zu berichten, als jene die auf dem Felde arbeiteten. Für uns aber waren solche Arbeitstage eine kleine Erholung vom vielen Sitzen.

Am einen Morgen, kam unser Alter und schob jedem von uns Schneiden, ein Täfelchen Tabak zu, sodass wir alle ganz verduftet dastanden, dass keiner konnte sich den rechten Reim zu dieser Sache machen. Dass hier noch etwas kommen musste, war mir klar. Offenbar handelte es sich um eine Angelegenheit, bei der wir alle mitzuwirken hatten.

Und richtig — um 9 Uhr kam sie — die Offenbarung.

Er gab mir einen Wink an seinen Zuschneidetisch.

Täuflich war es ein ganz besonderes Ereignis, dass ihn zu dieser Freude veranlasst hatte. Seine Frau hatte ihn, nach einem Unterbruch von 15 Jahren, die letzte Nacht, noch mit einem Sprössling beschenkt, und nun besass sie eben nach dieser allzulangen Pause, keine Kleinkinderwische mehr, und zu kaufen war auch fast nicht möglich, denn wir standen am Ende des vierten Kriegsjahres. Er wusste nun wohl, dass fast ein jeder von uns Schneidern ein geheimes Vorratslager an Stoffen aller Gattung besass, und ich sollte nun bei meinen Kollegen deshalb Anschau halten.

Ich versprach ihm angesichts der Dringlichkeit dieses ausserordentlichen Falles, mein Bestes zu tun, und versammelte in der Mittagszeit meine Mitarbeiter um mich, ihnen die Sachlage waren aus Kurz zu legen. Und siehe da! Alle öffneten ihre Geheimfächer und stellten mir anheim, alles zu nehmen was ich für gut befand. Diese Sammlung fiel so reichhaltig aus, dass man mehr als ein halbes Tüfend Tüfgeborenes damit hätte ausstatten können. Schönster, weisser Barchent und weiches ^{Kam} Linnen zum

Vorschein, in meterlangen Stücken, und selbst die Strumpfwir- 5
ker brachten mir, als sie das grosse Ereignis vernahmen, viele draargen farbiger Wolle, aus dem sich eine Frau allerhand nützliche Dinge anfertigen konnte. Und sogar einen unserer "reichen Kinder", wie Emil sagte, ging diese Not zu Herzen, und er schrieb seiner Frau, der Wöchnerin eine Bisquitkarte zukommen zu lassen.

Die Freude unseres Alters war denn auch überwältigend. Mir aber, sollte sie 14 Tage später, unerhofft noch eine Beförderung einbringen. Ich wurde von meinem Meister zum Gangschef ernannt.

Die Gangschefs.

Diese bilden eine kleine Klasse von Gefangenen, die man ihrem Verhalten gemäss für würdig befindet, einem Vertrauensposten in der Anstalt zu geben. Sie werden deshalb von den Meistern der Direktion hierfür vorgeschlagen.

Sie haben die Stellung eines Aufseher oder Meisters-Stellvertreters. Für jeden Zellengang versieht ein Meister die Aufsicht, der die Gefangenen einzuschliessen hat, und beim Beginn zur Arbeit die Leute wieder herausschickt. Da die Meister aber auch selbst draussen auf dem Felde sind, und die einzelnen Arbeitsgruppen zu sehr unregelmässigen Zeiten hinkommen,

so muss doch jemand da sein, der die Gefangenen einschliesst, die kommen. Ausserdem würde ihre eigene Essenszeit dadurch zu sehr verknüpft, wenn sie zuerst all das machen müssten.

Die "Gangschefs" also, nehmen ihnen diese Arbeit während des Tages ab, so, dass sie eigentlich nichts zu tun haben, als am Abend, wenn ihnen der betreffende Gangschef den Rapport erstattet, dass alles in Ordnung und alle da sind, das grosse Eisengitter mit dem Schlüssel abzusperrern, das am Eintritt jedes Zellenganges liegt.

Es wäre also jedem Gangschef möglich, Gefangene während der Tageszeiten entkommen zu lassen oder selbst zu entfliehen.

Sie weiss jedoch nicht, dass je ein solcher Fall eingetreten ist. Die Gangschefs selbst, sind nun das nichts in ihren Zellen eingeschlossen, sonst sie vollkommen frei, und können sich jederzeit unterhalten mit allen Gefangenen, über die sie die Aufsicht führen. Das hat sein Gutes und sein Böses. Es kommt ganz allein darauf an, wie dessen Charakter ist.

Da nun aber jeder Zellengang durch die hinaufführende Stiegenrampe, in zwei Halbgänge geteilt ist, zwischen denen zugleich der Eintritt, in eines jener grossen Zimmer liegt, in welchem 30-40 Gefangene gemeinsam leben, unter Aufsicht eines eigenen Zimmerchefs aus ihrer Mitte, so benötigt der Gangschef einen Gehilfen, für die andere Hälfte seines Ganges, auf dem auch 15-16 Zellen sind. Diese "Hilfschefs", wie sie genannt werden, sucht sich jeder Gangschef selbst aus, und ernannt ihn auch dazu.

Diese Stellung, wird nun in den meisten Fällen demjenigen

übertragen, der am meisten dafür bezahlt, also verkauft, wenn nicht besondere Gründe vorliegen, dass man vielleicht seinem Freund oder besten Kameraden auf dem gleichen Gang hat.

Dies traf nun bei mir zu. Die Rusiker sind sonst alle auf demselben Gang, im dritten Stockwerk, untergebracht, aus naheliegenden Gründen, denn die Direktion weiss recht wohl, dass von dort sehr viel Material verschwindet, das sie aber nie ganz verhindern können. Mir aber war der Gang, im ersten Stock unterstellt, wo auch unser guter, schlauer Zwill sein Logis hatte.

Da war es nun Selbstverständliche, dass ich ihn zum Hilfschef ernannte. Zwar kam, dass auf diesem Gang, just noch unser junger Meister, den Zwill ganz in seiner Hand hatte, die Oberaufsicht führte.

Wie nun Zwill von meiner Ernennung zum Gangschef erfuhr, kam er schon mittags freudestrolchend zu mir, um seine Gratulationen auszubringen, die er mit dem Satz beendete:

"Der Zappi!" die Sache muss da da obig zünftig g'föhrt wäre. Ich bin dem Mose scho der Hl'fraz g'alt, was er z'bsorge lufft!"

Eine solche Ankündigung, war bei Zwill nie nur eine Versicherung. In dieser Beziehung galt bei ihm stets: "Ein Mann - ein Wort!" Und er hielt es auch diesmal gehalten.

Nach zehn Uhr, als bis auf die Küche, alles schon still war im Hause, kam er mit seinem "Mose", der eben sein Meister war, zu mir in die Zelle, welche die Erste des Ganges war. Auf dem Küchertisch, in einer Wolldecke eingepackt, lag er den Festabendproviant.

Zwei Flaschen roten Wienerburger, der schluss eine Konfitüre ist, eine Bienen Leinwandwurst und verschiedene süßes Gebäck, dazu stellte er eine Schachtel Brissago mit Goldmumschellen auf das Tischchen. Er lachte aus vollem Hals: „Grief zu Suppi! Da muss das Ding rich, wais da isch!“

Wir waren es aber doch nicht so recht gemüthlich bei dieser Schmonesserei, denn ich hatte schon zu vieles erlebt, um nicht zu wissen, dass solche Dinge auf die Dauer nie unentdeckt bleiben, und ich sprach ihnen meine diesbezüglichen Bedenken aus, wobei ich ihnen eine Geschichte erzählte, die mir im Jahre 1908/9 in Regensdorf begegnete:

Dort hatte ich damals auch den Posten eines sogenannten „Hausarbeiters“ inne, das heisst – ich musste nebstbei helfen das Essen aussteilen, die Wäsche an die übrigen Gefangenen jeden Samstag abgeben u. s. w. Also eigentlich auch so eine Art Gangschef, aber nicht mit so weitumschichtigten Befugnissen wie im Witzewitz.

Hier hatten wir da einen Oberingenieur, einen fürchten Automobilfirma, der zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt war.

Dieser Gefangene, aus aber ausser dem Morgenkaffee, sozusagen gar nichts schon lange Zeit. Dabei aber war sein Aussehen so glänzend, und seine Körperformen schien eher auf – als abgemagert. Dagegen besass er einen so heiteren Humor, schimpfte mir über alle Speisen, die er unberührt zurückgab. All dies waren für mich unfrüghliche Beweise, dass hier etwas Auserordentliches vorging, und ich beschloss, der Sache auf den Grund

zu gehen. Da es zu meinen Obliegenheiten gehörte, in der Mittagszeit den anderen während sie spazieren gingen, die Wasserkrüge frisch zu füllen und in ihre Zellen zu stellen, so kam ich auch alle Tage in dessen Zelle, konnte jedoch nichts finden, da ja alle Zellen jede Woche durch die Wächter, selbst gründlich kontrolliert werden. Indessen es konnte ja auch der betreffende Wächter selbst sein, der ihm zu essen brachte.

Ein solcher hatte auch sein Zimmer direkt neben diesem Gefangenen, und ich sah ihn oft längere Zeit mit dem Bedrängten in seiner Zelle sprechen. Als ich so an einem Samstag im Winter, die Wäsche aussteilte und Finken anhatte, in denen ich nicht lautlos der Zelle nähern konnte, und sah, dass dieser Wächter gerade wieder bei ihm drinnen stand, gelang es mir, diesen zu überraschen, ohne selbst bemerkt worden zu sein. Ich sah, wie er ihm gerade eine Flasche Bier und ein grösseres Tüchchen hinstellte. Lautlos, wie ich gekommen, zog ich mich zurück und schwing.

Selbst war mir aber gleichzeitig ein doppeltes Licht aufgegangen. Diese Dinge konnte der Gefangene ja doch nur erst im Dunkel zu sich nehmen, denn am Tag war er nie eine Minute sicher, irgend einem Bedienten oder anderen Angestellten bei ihm eintreten zu sehen. Er musste also doch ein gutes Versteck haben, wo er die Sachen bis zur Nacht aufbewahren konnte, und das war mir nun klar geworden, wo das sein musste.

Dieser Ingenieur arbeitete nämlich auch als Straffgefangener

für die Züricher Firma, in der er nicht nur Angestellter, sondern auch finanziell Mitbeteiligter war. Dies war ein grosser Vortheil für ihn, in beruflicher Hinsicht, aber auch nicht minder für den Staat selbst, da seine Arbeit, diesem täglich 30 Franken einbrachte, während die Unterhaltungskosten eines Gefangenen zur damaligen Zeit, dem Staat nur Fr. 1.80 pro Tag kostete, so dass dieser an ihm täglich Fr. 18.20 netto verdiente.

Diese Firma, für die er neue Pläne zeichnete, sandte ihm stogen Motorgehäuse, die in seiner Zelle am Boden lagen. Natürlich wurden diese bei ihrer Ankunft stets zuerst auseinandergeschraubt, um zu sehen, ob nichts damit eingeschmuggelt wurde. Aber als sie dann in seiner Zelle lagen und kein Verdacht dieser Art auf ihm lag, und der Wächter, der selbst allwöchentlich seine Zellenkontrolle vorzunehmen hatte, zu gleich der Bestochene war, so dachte niemand daran, dass in diesen Gehäusen verbotene Dinge ruhen könnten.

Es wäre nun bei mir gelegen, bei der Direktion die Anzeige zu erstatten. Daran aber hinderten mich zwei Dinge. Erstens wollte ich nicht das Odium eines Verräthers auf mich fallen lassen — und ich habe es nie getan — sonst wäre gar mancher Angestellter und auch Beamte um seine Stellung gekommen, denn ich habe in den 36 Jahren meines Gefängnis-Zeit gar vieles erlebt! —

Zweitens aber war jener Angestellte Wächter, ein armer Mann, mit vielen Kindern, und die damalige Besoldung diesen Wächter durch den Staat, war mehr als schofel, sie

betrug pro Monat ganze 120 Franken. —

Oben einen kleinen Streich, der ihnen zur Wärmung dienen sollte, wollte ich ihnen doch spielen. In der Mittagszeit, während er spazieren ging, nahm ich das Motorgehäuse auseinander. Da lagen richtig sauber in Papier gewickelt, sechs Stück, prall gefüllte Schinkenbrötchen und eine Flasche Kürtmann hell. Aus dem Erstereu nahm ich drei Schinken, — Brot hatte ich selbst genug, und das Bier trank ich gleich aus, füllte die Flasche wieder mit Wasser und machte das Gehäuse wieder zusammen.

Das lauge Gesicht des Herrn Oberingenieurs hätte ich sehen mögen, als er sich in der Nacht an seinen Schmaus machte!

Sie hatten indessen diese Wärmung, wenn nicht erst genug, — und so ging der Kreis zum Breuen — — —

Eines Tages wurde der Ingenieur in eine andere Zelle versetzt, auf ein anderes Stockwerk, und durfte nicht mehr für seine Firma arbeiten. Der betreffende Wächter verschwand aus der Anstalt und wurde Chauffeur in jener Autofirma. —

Wie es wirklich habe ich nie erfahren.

Auch mein Freund Emil liess sich durch nicht ins Rockshorn blasen und meinte: 'Hab ummum a bei Angst, es isch für alles Vorkeler Hoffe!'

Unsere Unterhaltung dauerte bis nach Mitternacht. Sie hatte zum Ergebnis, dass wir uns entschlossen, auf unserem Gang eine richtige Ordnung herzustellen. Denn in dieser Hinsicht waren wir einzig. Gerade zu dem war nun aber Emil der beste Hilff, denn er besass, ausser seinem guten Mundwerk, ein Paar dicke Fäuste,

auf die ich mich im Notfall verlassen konnte, denn, dass die geplante Unordnung nicht ohne erheblichen Kampf durchzusetzen war, das sah ich voraus. Ich wusste aus Erfahrung, wie schwer es ist, Ordnung in eine Sache zu bringen, wo sich die Unordnung einmal so eingemischt hat, wie es da der Fall war.

Am kommenden Morgen, vor dem Frühstück, liess ich alle auf meinem Gang antreten und gab ihnen bekannt, dass im Interesse aller, von heute an jeder sein Essen der Reihe nach vom Brett wegzunehmen habe, wenn man zu Hause die Mahlzeit einnehme, so, dass keiner mehr zu befürchten habe, wenn er später heimkomme, dass ihm die anderen die kleinste Portion überlassen, oder ihm gar Kartoffeln von seinem Teller wegzunehmen. Da wir von der Butike ja alle Tage dahin waren, und stets als die Breden zum Essen eingebracht, war ich immer zur Kontrolle anwesend.

Diese Bröfennung wurde Unversprechungsweise von allen Teutschschweizern, die auf diesem Gang waren, freudig begrüsst. Hingegen hatte ich da auch einige Russen, die sifzig, dagegen Protest erhoben. Diese Russen sind aber überhaupt ein Volk, das wenig oder nichts von Ordnung und Reinlichkeit weiss und wissen will. Unsere Soldaten aus der Kaukasus und Ostschweiz, die im Russen Dienst leisten, wussten das keine Loblieder zu singen. Als Emil, der als Bieder gut französisch sprach, ihren Protest hörte, streckte er ihnen sofort drohend seine Fäuste entgegen und machte ihnen klar, dass er jeden von ihnen, der sich nicht füge wolle, moris lernen werde — und sie verabscheute.

Am folgenden Samstag machte ich die erste Kontrolle im den Kellern. Welche Unordnung hier bei vielen herrschte, ist kaum glaublich. Ich griffe da nur einen Fall als Illustration heraus:

Als ich die Kelle öffnete, schlug mir eine Luft entgegen, die mir jeden Atem benahm. Der ganze Raum lag in einem dicken Amonischdunst. Hier war ein etwa 23-jähriger Bursche drin, der an Blaseschwäche litt. Es war in der Winterszeit oft nicht möglich ein Fenster zu öffnen, weil sie hart zugefroren waren, und unter der Woche wurde ja nie geheizt. Wo sollte man der Kränke, täglich seinen durchwässerten Leintücher trocknen? Er musste also jede Nacht in sein gleich nasses, kaltes Bett liegen. Da er nun bei der Gruppe der Ghänderer arbeitete, so nahm er, um hier und da wieder auf etwas Trocknem liegen zu können, einen alten Bettvorleger mit nach Hause, den er im Kellerhof gefunden. Emil und ich begaben sich in diese Kelle, die weil der Mann auf dem Felde war, und zogen mit einem Scheinhacken das ganze Bett auseinander. Kein Bett konnte man das nicht mehr nennen! Da lag ein Misthaufen in einigen Brettern. Da waren vier solchen Bodenstapfen aufeinander, dann kamen einige Wollschachen und dann die Leintücher. Mit Ausnahme der letzteren, die ja alle Monat gewaschen wurden, war alles total verfault und voller Würmer. Ebenso der Stohrsack selbst.

Ich erstattete sofort Rapport und forderte einen frischen Stohrsack für den Mann. Vergeltlich. Erst nach vielen Wochen, nach unzähligen Reklamationen, und nach Drohung mit Zeitungspublikation, wurde endlich Abhilfe geschaffen.

Wie ich eines Tages zum Mittagessen kam, fand ich auf meinem Gang einen neuen Insassen, ein Serbe. Niemand konnte sich mit ihm verständigen, da er kein Wort deutsch konnte. Der Bursche sollte uns allen viel Ärger bereiten. Er war mittelgross und kräftig gebaut, und hatte als er kam, daart Hunger, dass er alles hinausschlang, dessen er habhaft werden konnte. Am Tage seiner Ankunft hatten wir zu Mittag Kartoffelstock und gekochtes Blaukraut gekocht, und da war in vielen Familien noch übriggebliebenes. Als wir zur Arbeit gingen und er das sah, stürzte er darauflos, fasste mit den Händen was er konnte und steckte es in seine Hosentasche, um es auf dem Wege noch zu essen. Dass ihm die Blaukrautbrühe die Beine herunter in die Schuhe lief, störte ihn nicht dabei.

Aber auch dieser Hunger war im Widerspruch zu stillen. Schlimmer war es mit dem Hinnewech nach seinem fernem Land. Dieses liess ihn des Nachts nicht schlafen. Dann stand er zu seinem Zellenfenster und sang Stunde um Stunde, ein Wehklagen, das Lied in die stille Nacht hinaus. Immer dasselbe und in der gleich einsylbigen Melodie, sodass keiner von uns schlafen konnte und aus allen Zellen die schärfsten Flüche und Verwünschungen auf den Burschen herabfielen, der sie doch nicht verstand.

Kam er dann zum Kaffeefassen aus seiner Zelle, so stürmte die ganze Meute auf ihn los und verblühte ihn gewaltig, dass es laut durchs ganze Haus tönte von seinem Hilferufen. Aber alles umsonst, er sang jede Nacht wieder. So ging das Wochenlang. Er sang und bekam Prügel. Endlich schritt ich selbst ein, um ihn vor den Schlägen zu schützen. Ich liess ihn am Morgen nicht

mehr zu seiner Zelle hinaus, ehe es zur Arbeit ging. Den Kaffee trug ich ihm hinein. Ich sah, dass ich auf ein anderes Mittel sinnen musste, den Burschen zu gewinnen. Eines Tages machte ich die Entdeckung, dass er einen böhmischen Puch ausspottete. Meine Nachforschungen in dieser Richtung ergaben, dass er eine Zeit lang in Böhmen bei Bauern gearbeitet hatte. Und da ich selbst einiges von dieser Sprache konnte, gelang es mir, mich soweit mit ihm zu verständigen, dass ich ihm täglich eine doppelte Mittagessenportion zusicherte, wenn er des Nachts ruhig sei. Das hatte dann endlich den gewünschten Erfolg.

Nach kurzer Zeit war unser Experiment mit der Ordnung gelungen und alle waren zur Einsicht gekommen, dass sie selbst besser damit fuhren. Emil und ich hatten noch zu einem weiteren Erziehungsmittel gegriffen. Wir gründeten einen literarischen Verein, in dem newest erscheinende Bücher besprochen wurden, um der hier verbreiteten Schundliteratur zu begegnen. Und da wir auch einen Böhmer Fürsprecher in diesem Verein besaßen, wurde den Mitgliedern freie Rechtsauskunft erteilt in allen Fragen. Ausserdem verpflichtete sich jeder unter uns zum kostenlosen gegenseitigen Austausch der neuesten Tageszeitungen und einiges anderes. Es durften jedoch nicht mehr als zwölf Mitglieder sein, was uns zu dem Namen der „Zwölferklub“ führte.

Die Aufzucht in diesem Klub hing einzig und allein von einem ausständigen kameradschaftlichen Beistand ab. Auch diese Sache zeigte einen vollen Erfolg. Auf dem ganzen Gang, gab es keine minderwertigen Bücher mehr, und wer sich von einem anderen etwas einhandelte

hatte keine Wucherpreise mehr zu zahlen. Jeder wollte Mitglied des Klubs werden.

Die ärztliche Behandlung?

Wenn ich zu dieser Überschrift ein Fragezeichen gesetzt habe, so hat das seine gute Begründung.

Schon einleitend habe ich gesagt, dass ich in Witzwil nie einen Arzt gesehen habe. Alle Anstalten die ich besuchte, lassen jeden Gefangenen, mindestens bei seinem Ein- und Austritt, durch den Arzt auf ihren Gesundheitszustand hin untersuchen. Also auch diese ^{Witzwil} ~~Witzwil~~ in der grössten Bernischen Anstalt nicht durchgeführt. Wir nach W. W. kommt, hat einfach gesund zu sein, und damit basta!

Kann einer hier nicht ein abgeschlagenes Bein in seinen Händen präsentieren, so ist er nicht krank. Hier wird vorerst jeder, der sich krank meldet, als Simulant betrachtet und auch darnach behandelt, und ich kann dies nicht besser illustrieren, als durch Wiedergabe eines Falles der mir selbst passierte und eines anderen, dessen ich Augenzeuge war.

Es war während dem Haet, als ich mir, beim Absperrung vom oberen auf den unteren Haustock, eine Fussverstauchung zugezogen hatte. Nur mit äusserster Mühe konnte ich noch heimkehren. In der folgenden Nacht und am Morgen empfand ich derartige Schmerzen, dass an ein Gehen garnicht zu denken war. Ich musste

also zu meinem eigenen Leid im Bette bleiben, ob ich wollte oder nicht.

Am Morgen, wenn die Leute zur Arbeit ausgerückt waren, ging der Krankenwärter durchs ganze Haus um nachzusehen, wer allenfalls krank dahinein geblieben sei. Unter seinem Arm trug er eine Anzahl grosser Kartontafeln, und an jede Zelle, wo ein Kranker im Bette lag, hing er aussern eine solche Tafel hin, auf der in grosser Aufschrift folgendes stand:

"Wärnung!" Diese Zelle darf nur ^{speziell} von dem ^{mit} dem Schlüssel Betrauten geöffnet werden."

War ^{war} dieser extra Betraute? Kein anderer, als der eine meiner beiden Reisegefährten, der lange Fritz! Schon am ersten Tage meines Fortseins, begegnete er mir am Morgen in einer blauen Hausschürze und grüsste mich mit den Augen zwinkend. Der Direktor hatte ihn sofort wieder zum Krankenwärter ernannt, den er schon früher dort markiert hatte. Der alte Kellerhals kannte seine Leute! Ein gefügigeres Instrument, als diesen verschmitzten Burschen, hatte er unter allen Gefangenen Witzwils nicht finden können. Ihm ins Gesicht, spielte er den devotesten Krücker, und hinter seinem Rücken, stellte er ihn als den grössten Tyrannen und schlechten Menschen hin, an dem er keinen guten Faden liess. Dabei war er nicht einmal instande, eine einfache Wunde autständig zu verbinden. Aber eben - er hatte eine andere Eigenschaft - und die wag bei Kellerhals sein. vor! Er stellte jeden der sich krank meldete und nicht zur Arbeit konnte, als einen Fäulspatz und Simulanten hin,

und behandelte ihn auch darnach. Er hatte auch die Hausapothek unter sich. Diese bestand - man denke sich - für mehrere Leute = dort Gefangene, aus einem halben Tugend Medikamenten in Flaschen, die er in einem Wandkröschchen hatte; auf dessen Türchen, innen ein Zettel aufgeklebt war, auf dem geschrieben stand, was für Bauchweh, Zahnwesch - und wie diese kleinen Weh's alle heissen - ~~angeschrieben stand, die zu verabfolgen waren.~~ Dazu kamen noch 2-3 Sorten Tee, für Verkältungen. Damit war seine ärztliche Hilfe dann erschöpft! - -

Er kam also auch diesen Morgen zu mir, und plauderte längere Zeit, indem er mir mitteilte: „ja, blieb Du nunmehr ruhig im Bett, aber weisich, de Kör schunt jfzig, de selbst ko ge luege.“ „Ja weisich, das sich eine.“ „Nun, Du kennst ja afe!“ „Aber ig, will ehens de scho söge!“ Damit auffernte er sich.

Etwa eine halbe Stunde später kam Vater Kellerhals selber; und es entwickelte sich folgendes Gespräch ab:

„Was fehlt ich?“ „I han de Füss onstucht!“ „Zeiged emol her.“ Er besah den Füss: „ja ma g'seld ja gar mit!“ „Ma kann an Schmerze ha, ohni dass mer jöppis g'seld!“ „Ah ha!“ Der Krankenwärter macht sich jfzig ein Bleimassenschlag, und de geut er de Namittag wider go schaffe.“

Mit diesen drohenden Worten verliess er meine Zelle wieder. Ich konnte mich über diesen Unvorsand nicht ärgern, er zwang mich vielmehr zum Lachen. Bald darauf kam Fritz: „Galt das sich eine!“ „Du häsch e kei ahnig, was ig mit dem alti Tag, j' schöre ha!“ Er machte den Umschlag und ging wieder.

Der Mittag kam. Meine Schmerzen hatten mir nichts nachgelassen,¹² ich konnte nicht auf dem Füss stehen und blieb im Bett.

Das Mittagessen war vorbei. Mir hatte man nichts gebracht. Kurz vor dem Ausrücken zur Arbeit kam mein Meister und klopfte an die Tür. „Was ist an los?“ „Es hanget e Wundafel an dr Tür.“ „Kunde e mit j' Mittag, bracht?“

Ich sagte ihm das Ergebnis des Gesprächs mit dem Direktor. „Ja dr Lannerschliess.“ Jetzt will ig selber zum Herr und em de säge, dass das e chei Art sigi. D' Ihr sid ja eine vo de G'schaffig, de wo nig ha!“ „Habet unemma e kei Angsolt und bliebet im Bett bis es wieder gut isch, ig will scho sorge für Ech!“

Das war nun nicht da was gewesen, sondern ein schon älterer Meister, der schon 17 Jahre dort war. Es ging garnicht lange, als Fritz wieder kam, und zwar jetzt mit einem Kasten Speise, dass es mir für drei Tage ausgereicht hätte. Kalbsbraten mit Risotto und Kopfsalat. Es war eben vom Gefangenenessen nichts mehr übrig gewesen, sodass ich nun die Kost vom Meistertisch bekam. Von da an hatte ich Ruhe für die drei Tage wo ich zu Bette liegen musste. Das hatte ich aber einzig der Gütsicht dieses Meisters zu verdanken.

Das andere Mal war folgender Fall: Wir hatten am Namittag soeben unser Werkzeug gefasst, standen noch in einer Reihe da vor dem Direktor, der soeben dem Meistern die Anweisung erteilte, an welche Arbeitsplätze sie diesen Mittag zu gehen hatten, als einer der Meister mit einem 16-17 jährigen Jungen vor den Direktor hintrat, mit der Erklärung: „Desser konnte nicht mithommen, es sei ihm schlecht, man setze es ihm ja an!“

Ja, man sah es ihm wirklich an! Er war weiss wie Schnee im Gesicht ^{Könnte} und kaum noch Aufrecht stehen. Der Direktor aber warf nur einen flüchtigen Blick nach ihm und rief dann:

"Kaiser, stehend da ist's Caschou!"

In diesem Augenblick erschollen aber laute Zurufe aus den Reihen der Gefangenen. "Menschenschinder!" u. a. mehr. Kellerhals aber überhörte sie, er hatte schon mehr zu hören bekommen als das. Ich aber prägte die Szene meinem Gedächtnis ein, darum steht sie da!

Herr Kaiser war an die Stelle des pseudo Schwaizerischen Leubers gekommen, der bis dahin auch die Affekten der Gefangenen verwaltet hatte. Dessen aber war soviel von ihnen Sachen gestohlen worden, dass man sich gezwungen sah, diesen Posten ^{mühsam} unter die Aufsicht eines richtigen Aufsehers zu stellen.

Als Monsieur Leubers ^{Kleider} vor seinem Austritt in die Scheide rei zum Aufrißten kamen, erinnerte ich mich der unverschämten Misshandlung, die er beim Eintritt unseren Kleidern angethan liess und dem Schwur, den ich ihm damals getan.

Ich öffnete das Futter seines Rockes und steckte ihm zwischen die Watterung zwei Dutzend Stecknadeln, als kleinen "Merks".

Solcher Art also, war die ärztliche Behandlung in Witzwil, und man wird zu meinem Überschriftspragzeichen wohl noch ein Ausrufungszeichen und einen langen Gedankenstrich setzen müssen! —

Die Jugendlitzen Gefangenen von W. W.

Witzwil beherbergt leider auch sehr viele junge Leute, die noch mehr Kinder, als Jünglinge sind. Dass nun gerade diese Strafanstalt, unter den hier geschilderten Verhältnissen, die denkbar schlechteste Erziehungsstätte für eine gefährdete Jugend ist, dürfte jedem Leser selbst zum Bewusstsein kommen.

Im Kapitel XVI. des ersten Bandes, habe ich das Thema: "Schweizerische Jugend in den Gefängnissen" in seiner ganzen Tragweite ausgiebig betrachtet, und ich könnte mich so mit Begehren hier auf diesen Abschnitt zurückverweisen um mich nicht wiederholen zu müssen, wenn eben Witzwil nicht auch in Bezug auf diese Jugend, mit seinem Strafvolzug, eine ganz gefährliche Rolle spielen würde, die ausser jeglichem Rahmen föhlt, gegenüber allen anderen Schweizerischen Strafanstalten.

Aber auch das könnte ich nicht besser schildern, als durch die Wiedergabe von ^{nur} zwei Fällen, unter den vielen, die ich dort unter dem jugendlichen miterlebt und meinem Gedächtnis besonders scharf eingeprägt habe:

8. ist der Sohn eines armen Witwe aus T. Er ist 16½ Jahre alt und befindet ^{sich} in einem guten Geschäftshaus der Stadt Bern in der Lehre.

Hier macht er die Bekanntschaft mit einer geilen Frau, die eben, falls Witwe ist. Sie hat, kaum zwanzigjährig, einen alten, reichen

Mann, aus angesehenem Berner Geschlecht geheiratet. Und dieser hatte, wie vorausgesehen war, bald das Zeitliche gesegnet, und seiner jungen, lebenslustigen Frau ein schönes Vermögen hinterlassen. Sie ist eine schwärmerisch veranlagte Wäcker, wie ihr jugendlicher Liebhaber, der Lehrling E. Sie passen also in dieser Beziehung gut zusammen. Nicht so in ihrem Alter, denn sie ist bereits im 38.sten und hat einen Sohn, der im gleichen Alter ist, wie ihr Geliebter. Auch diese zwei jungen verstehen sich zusammen sehr gut, denn die reiche, junge Witwe zieht nicht mit ihrem Gelob. Sie besuchen gemeinsam jeden Abend das Kino, Theater, Konzerte und Tanzlokale. So geht die Sache längere Zeit. E. hat das Zimmer bei ihr.

Aber der Schwager dieser lustigen Witwe, ein Berner Pfarrer, bekommt Wind von diesem Treiben, und es gibt unliebsame Erörterungen. Auch die Berner Polizei wird aufmerksam und kommt einige Male frühmorgens auf Besuch, um sie zu über-
wachen, aber es gelingt ihnen nicht.

Als ihnen der Boden zu heiss wird in Bern, ziehen sie gemeinsam nach Zürich, wo ihnen noch mehr Gelegenheit geboten ist, ihr Freudenleben fortzusetzen, bis sie auch dort genug haben, um schliesslich Genf als nächsten Aufenthaltsort zu erklären.

Hier erklärt die Schöne ihrem jugendliebten eines Tages, dass sie sich in momentaner Geldnot befinde, und der junge E. fühlt sich nun verpflichtet, die nötigen Geldmittel herbeizuschaffen, soll nicht dieses schöne Freudenleben plötzlich

sein Ende finden. Er begehrt einige Wechselbörschungen auf 14 den Namen seines Lehrpatrons, die schliesslich damit endigen, dass er vom Gericht zu 2 1/2 Jahren Arbeitshaus verurteilt wird, die er in Wiggwil zu verbüssen hat, wo er nun neben mir auf der Bank der Schneidererei arbeitet und das erzählt, wie es hier steht.

Durch ihren Sohn R. bleibt er aber immer mit der Geliebten in Verbindung, bis dieser an einem schönen Tage auch als Gefangener nach W. W. kommt, weil ihm die Vorstandschaftsbehörde, als sittlich gefährdet, für ein Jahr nach dort versetzt.

Kino ist die Freude der beiden jungen gross. R. als ein überaus starkentwickelter Bursche für sein Alter, arbeitet zwar jetzt auf dem Felde, aber sie suchen jede Gelegenheit zu erhaschen, um sich zu treffen - und das gelingt ihnen alle Tage mindestens zwei Mal. Dann wird natürlich nur von "Ihr" geredet. Im Herbst aber bei der Kartoffelernte, kommen auch wir halbtägig hinaus aufs Feld, und da sind sie nun immer beisammen. Das erste Ergebnis dieser Zusammenkünfte ist, dass sie beratschlagen, was zu tun sei, dass auch R. in die Bank zur Arbeit komme, damit sie ständig beisammen seien. - Und - sie fanden ^{den} Roub bald. R. kam auch in die Schneidererei, wo sie nun am gleichen Tisch neben mir sassen und den ganzen lieben langen Tag von "Ihr" redeten und Pläne für die Zukunft machten.

Sie aber spielte jetzt Laviertochter in Bern, und kam

regelmässig ihren Sohn besuchen. Bei diesen Besuchen gelang es aber auch dem E. seine Geliebte stets kurz zu sehen und zu sprechen. Ausserdem stand er mit ihr in beständigem Briefwechsel. Auch diese Beiden hatten bald eine Quelle gefunden, durch die alles herein und hinausfloss auf geheime Art; denn die Frau griff nicht mit ihrem Geldmittel.

Als sie eines Tages wieder auf Besuch kam, stürzte E. in meine Kelle, (ich war noch beim Mittagessen) warf mir 25 Frs. auf den Tisch und vier Schachteln Kigoretten, doch als ich ein Wort der Frage oder des Protestes an ihn richten konnte, war er schon wieder draussen. Kachelträglich empfand ich, dass sie dies ihrem Sohn zugeschlummert, dieser aber glaubte beobachtet worden zu sein und schob es gleich an E. weiter, der seinerseits auch nicht recht gekraute es bei sich zu behalten, und es bei mir am sichersten hielt.

Der zweite Fall ist anderer Art:

Sch. ist ein kleiner behender Bursche, von kaum 16 Jahren. Er ist auf meinem Gang, und ich beobachte ihn im geheimen schon längere Zeit. Schon dreimal habe ich ihm Schmutzliteratur kurzweg aus der Hand gerissen, aber er findet immer neue, die er zu Höchstpreisen einhandelt. Sein Spezi. ist ein fast gleichholziger sammelblonder Junge von derselben Wesensart. Wann und wo sie mich sehen, lachen wir beide verschmitzt ins Gesicht, huschen zusammen, und ich kann es ihnen aus den Augen ablesen, dass sie sich sagen: "Du bist uns ja doch nicht hell genug!" An einem Mittag warke ich

fast eine halbe Stunde vergeblich auf die Heimkehr des Sch.; denn ich begab mich in der Regel erst selbst zum Essen in meine Kelle, nachdem ich alle auf dem Gang eingeschlossen. Einige aus seiner Gruppe habe ich aber gesehen, sie sind also noch Hause geblieben. Da er auch nach dreiviertel Stunden nicht da ist, und mir einer seiner Kameraden versichert, er sei mit ihnen heimgelohrt, erstatte ich gegen ihn Rapport.

Man sucht sofort nach ihm im ganzen Haus, und findet ihn endlich versteckt unter dem Bett seines Pusepfreundes.

Ein andermal sind wir zum Mittagessen auf einem der Höfe draussen. Auch die Gruppen dieser zwei sind bei uns; denn es ist die Keutzeit. Ich aber habe seitdem ein doppelt wachsaues Auge auf diese zwei Jungen, ohne sie dies merken zu lassen.

Da mache ich die Beobachtung, wie diese heute furchtbar jessieren mit dem Mittagmahl, denn sie, die sonst zu Hause gehören, die nie satt werden, begnügen sich heute mit ihrer einfachen Portion. Indessen können fühlen sie sich einen Augenblick von allen Seiten unbelästigt, verschwinden beide auf den Kestock. Ich warte gute zehn Minuten und steige von der linken Seite ebenfalls hinauf, und finde beide splittersackt im Fleck liegend, abwechselungsweise an einem Stumpfen rasselnd.

Da sie auf meinen Vorhalt wegen der grossen Feuersgefahr, mir noch frech ins Gesicht lachen, haue ich jedem ein paar daffige herunter.

"Obs etwas gerührt hat?" --

Die Küche.

Die Ernährung darf ich im allgemeinen als hinreichend und gut bezeichnen, und wenn es vorkam, dass es einmal nicht so war, dann trugen eben die Gefangenen, die kochten, selbst die Schuld daran.

Zum Frühstück gab es stets Kaffee mit gesottenen Kartoffeln. Sonntags Kalbs. Die Kartoffeln waren so zahlreich zugebillt, dass es auch für die Hungerigsten genügte, denn wer zuviel besass, gab sie einfach dem, der zu wenig hatte. Und es gab auch da einige Stimmversatte. Ich erinnere mich da auf den Loh der lustigen Witwe. Dieser war aber auch mit seinen 1½ Jahren so gross und stark, wie ein ausgewachsener Mann.

Wenn ich ihm am Abend seine Ration, bestehend in einem Liter Suppe und 10-12 grosse Kartoffeln gab, kam er noch mit seinem 1½ Liter fassenden Wasserkrug, den ich ihm ebenfalls mit Suppe füllte, denn es kam auf jeden Gang noch extra ein Kessel Suppe zum Wäscheschöpfen. Ausserdem füllte ich ihm noch seine Wäscheschüssel mit Kartoffeln. War ich dann aber selbst bei meinem Essen in der Zelle, krug er schon sein leeres Geschirr auf den Gang und streckte dabei seinen Kopf zu meiner Tür herein, indem er freudig sagte: "Mai Du de oppa wo es jaxar vorig Händöpfen hättisch, wär ig Dir dankbar!"

Das Mittagmahl bestand aus Suppe, und zwei Gemüsen,

sowie dreimal wöchentlich einem schönen Stück Fleisch oder auch Würsten. Dann gab es aber auch noch ausserordentliche Fleischtage, wie die hohen kirchlichen Feiertage, Ostern, Pfingsten, Reftag, Wahlenachten & Heijahr. Dazu kam ein eigener Bruchdanktag, an dem jeder Gefangene nach freier Wahl einen Apfel oder einen Zwetschgenschinken erhielt. Sehr oft erhielten wir auch Käse, und zwar immer guten Emmentaler. Zu dem gesellten sich noch zwei andere Fälle wo es Fleisch ^{gab} gab.

Bei einem solch grossen Viehbestand kommt es ja öfters vor, dass Tiere notgeschlachtet werden müssen, dann gab es wohl auch Kalbs und Schweinsbraten. An jenen Tagen aber, wo die Gefangenen ihren allgemeinen Besuchstag haben, einmal monatlich, oder wenn grosse Tiere zur Besichtigung der Anstalt kommen, dann gab "eigentliche" Propaganda-Kessen.

An solchen Tagen lagen die Speisen hochaufgebahrt in Gemellen und auf Tellen, denn die Besuchszeit war immer so festgesetzt, dass die Besuchenden gerade zur rechten Zeit da waren, um diese Propaganda-Abfütterung mitzusehen zu können. Da diese Witzgewirler sind die reinsten "Tausendsassa",

die verstehen es auf alle Arten ihren Ruhm auf die billigste Weise in die ganze Welt hinausragen zu lassen! Sie haben ja ihre eigenen Sandgruben - und verstehen es auch - mit dem Sand richtig umzugehen, ---

Wenden wir nun unsere Blicke noch der Küche selbst zu: Hier schallt und waltet ein Küchenchef mit acht Löffeln - wie der Kirchenakademische - Ausbruch lautet.

Der Chef, der ein richtig gelernter Koch ist, hat zwar genug zu tun mit der Speisenzubereitung der 40-80 Angestellten, die in der Anstalt leben und es ist deshalb für die Gefangenekost ein Gefangener als Unterkoch tätig. Meistens ist dieser ein Metzger, der auch im Militärdienst schon als Küchenchef tätig war. An solchen ist in W. W. nie Mangel. Es mag aber auch vorkommen, dass sich unter den Gefangenen selbst ein Berufsgelernter Koch befindet, dann wird man eben diesem den Vorrang geben. Von diesem seinen Tätigkeiten hängt es nun ganz ab, wie die Kost der Gefangenen ist, denn das Material und die Zubereitungen stehen ihm zur Verfügung für die Herstellung eines guten Essens.

In der Mitte der Küche, steht ein mächtiger, neuer aufgemauerter Herd, auf dem in 5-6 Löchern die grossen Kessel stehen. Der Herd wird mit Holz und Torf geheizt. Das ist auch so eine Sache. Holz wird muss nicht jährlich viele Tausende ausgehen für Feuerung und Heizung wie andere Anstalten, es koste eigenes Holz und vor allem Torf, das genügt! Vater Kellershals hat mir einmal erzählt, wie ich etwa zwei Wochen beim Torfstechen mithilff, wie es ihnen im Anfang der Gründungszeit von W. W. mit diesem Material ergangen sei. Sie fuhren mit mehreren Wägen voll nach dem nahen Neuenberg, um ihn dort vom Haus zu Haus zu verkaufen, aber trotz des zuorn billigen Preises, hätten sie nicht einen Schollen davon verkaufen können, und um ihn nicht wieder nachhause mitnehmen zu müssen, hätten sie ihn in Neuenberg gleich wieder in den See hineingeworfen.

Die direkte Feuerung solch grosser Kessel voll Speisen,

bedingt aber während des Kochens ein besonders eifriges Rühren, 17 gegenüber der mit Dampf gekochten Speisen, und daran liessen es die in der Küche beschäftigten Gefangenen hin und wieder fehlen. Dann hatten wir angebranntes Essen, was zu Aufstossen führte. Für die Meisterküche wurde auf Gasherd gekocht.

Das gebrauchte Geschirr der Küche, sowie unser Speisegeschirr wurde am Morgen und Mittag von den Küchengeliffen gereinigt. Des Abends jedoch hatte jeder Gang und jedes grosse Zimmer, je für eine Woche Abwechselungsweise 8-10 Mann zum Geschirrabwaschen zu stellen. Diese Leute bestimmte der betreffende Gangchef, der auch mitgehen musste. Es meldeten sich aber immer so viele freiwillig für diese Arbeit, dass man nie in Streit geriet beim Abordnen dazu, denn wenn alles fertig war, durften sie noch alle Speisen aufessen die vom Meisterisch übrig geblieben waren. Da gab es aber noch immer eine solche Menge, dass oft wahre Fressorgien getrieben wurden dabei, sodass sie darob die ganze Nacht nicht mehr schlafen konnten. An solchen Abenden wurde es immer 11½-12 Uhr, bis ich in meine Pritsche kam.

Als tägliche Brotration, erhielt jeder 750 Gramm. Dieses war sehr gut, wurde jedoch in drei Teilen des Tages verteilt.

Morgens vor dem Ausrücken zur Arbeit, das Brod. Beim Mittagessen, das Zweite, und bei der Heimkehr am Abend das Dritte.

Ende 1917 anfangs 18, wurden die ersten Versuche mit Kartoffelbeimischung, ausprobiert, die bald sehr gut ausfielen. Doch war der Krieg ja bald zu Ende.

Grosser Besuchstag der Gefangenen.

Die Besuchszeit der Gefangenen richtet sich in allen Strafanstalten nach den gegebenen Verhältnissen der Anstalt selbst. Im ersten Linie kommt es darauf, ^{wo} sie steht und wie ihre Erreichbarkeit per Bahn, für die Besucher ist. Dann aber auch, was für Personal ihr zu diesem Zwecke zur Verfügung steht. Und endlich, ob die Anstalt nur hundert oder mehrere hundert Insassen hat.

Meistens darf ein Gefangener zum erstenmal, erst nach Ablauf von drei Monaten Besuch empfangen, dann alle zwei Monate, solange er sich in der zweiten Stufe oder Klasse befindet, und schliesslich allmonatlich in der dritten Stufe.

Ähnlich verhältet es sich mit dem Schreiben von Briefen.

Post empfangen kann er immer, und sie wird meistens Samstag oder Sonntags an die Gefangenen ausgeteilt. Jedoch auch in dieser Hinsicht kommt es ganz darauf an, ob es eine Strafanstalt, in einem Kanton, mit fort oder richtschrittlischem Strafvollzug ist. So darf z. Beispiel in Basel jeder Gefangene von Anfang an jeden Monat einen Brief schreiben und ebenso besucht werden. In Zürich jedoch wie oben erwähnt, dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass Zürich - Regensdorf 300-350 Insassen aufweist, Basel-Stadt aber nur gegen Hundert.

Ausichtskarten sind an einen Ort erlaubt dem Gefangenen zu senden, an anderen aber nicht. Verbote sind jedoch

fast überall, die sogenannten "Weiberkarten". Und dies mit Recht!

Eines jedoch haben alle Strafanstalten gleich: Alle ein und auslaufenden Briefe, unterliegen der Kontrolle durch die Anstaltsdirektion. Briefe ungebührlichen Inhalts, werden weder abgesandt, noch dem Gefangenen ausgehändigt.

Geschäftsbrieft und solche an Behörden, sind nicht aus dem üblichen Fiskus gebunden, und können jederzeit abgesandt und empfangen werden.

Noch ein Weiteres ist überall dasselbe: jeder Gefangene der Besuch erhält, wird dem Besuchenden separat vorgeführt, und die Unterredung darf nur in Gegenwart eines Anstaltsbeamten stattfinden. Meistens dürfen die Besucher dem Gefangenen auch kleine Geschenke an Obst und Schokolade mitbringen 1-2 Kilo, je nach der Anstalt. Doch auch diese dürfen nie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt werden, sondern sie sind dem betreffenden Kontrollbeamten abzugeben.

Nun - diese Kontrollbeamten sind natürlich auch sehr verschiedener Natur! Ich habe weitherzige, und solche von Händchen kennen gelernt, und aber auch engstirnige - richtige Baubauer. Ich kenne sogar einen Strafanstaltsdirektor, der meistens die Besucher selbst empfing und der Unterredung hievollte. Der aber zugleich, die grosse menschliche Regung in sich fühlte, wenn die Frau eines Gefangenen auf Besuch kam, einmal für einige Minuten aus dem Zimmer zu gehen, dass sie sich doch auch einen Kuss geben konnten. -

Das Alles aber wickelt sich im Wipwil ganz anders ab: Da ja alle Gefangenen, bis auf die in der Küche und den wenigen Gewerken, ausserhalb des Hauses arbeiten, und oft fast eine Stunde weit weg sind, so musste hier eine andere Methode eingeschlagen werden.

Man hat deshalb alle Gefangenenbesuche auf einen Tag zusammengelegt, und zwar jeweils auf einen Samstagmittag im Monat. Die Angehörigen der Gefangenen sind von dieser Einteilung orientiert, durch einen Avis der auf dem Briefbogen steht, den diese zum schreiben erhalten. Die Leute, die Gefangene besuchen wollen, haben also dies der Ausstaltsdirektion zuerst brieflich mitzuteilen, diese ihrerseits, gibt dann den Betreffenden die Nachricht, an welchem Tage sie kommen können. Darin läge also nichts Besonderes, nur eine Zweckmässigkeit.

Das Aussergewöhnliche besteht in der Zusammenkunft selbst. In der Art und Weise, wie diese stattfindet. Hören wir weiter: Es wird also von der Direktion veranlasst, dass an solchem Tage alle Gefangenen die auf den Feldern arbeiten, womöglichst nahe beim Hause beschäftigt werden, sodass alle zum Mittagessen hinkommen können, ohne allzugrossen Zeitverlust.

Da W. W. nur mit der direkten Bahulinie Bern - Kienburg zu erreichen ist für solche die weiterher kommen, so treffen die meisten Besucher schon von 9-10 Uhr vormittags ein, denn bis 1 Uhr müssen alle da sein. Da es jedoch keinen Wartesaal gibt für sie in W. W. besetzen sie sich in dieser Zeit die Viehkälle und anderweitigen Einrichtungen der Ausstalt.

Um 12 Uhr, wenn das Glöcklein läutet, versammeln sich alle

auf dem freien Platz vor dem Werkzeugmagazin und sehen 19
den Binnrückern der Gefangenen zu. Diese aber marschieren heute alle in einem freundigeren Tempo ein, als gewöhnlich, denn sie wissen, dass heute eine "Propagandaportion" auf ihren Tellern liegt, sehr wahrscheinlich Kalbsvorsehn mit Risotto u. Salat. Das lässt ihre Augen aufblitzen in Glanz. Andererseits weist jeder, dass an diesem Tage wieder vieles in die Hände jeuer kommt, die besucht werden, das unter die nächsten Freunde verteilt wird, und anderes - womit man einkaufen und anschauen kann. So sind also sozusagen alle Mitgeniesser dieser Besuche. Schon hier auf diesem Platz wird nun ein erstes Wiedersehen ermöglicht, das in einem freundigen Einwieken oder flüchtigen Händedruck besteht.

Die Besucher aber müssen noch eine volle Stunde warten, bis alle gespeist haben und das grosse Zimmer, wo die Augestellungen ihr Essen einnehmen, aufgeräumt und hergerichtet ist. Dann können alle dort eintreten. An den langen Tischen sitzen sie nun nebeneinander hin. Ihnen gegenüber nehmen die Gefangenen Platz. Oben und unten am Tisch steht einer der Brautenschrüfflinge des Büros oder ein kleiner als Aufpasser, dass nichts gecluniggelt wird, und die Unterredung beginnt. Es kann ab so jeder ruhig aussprechen mit dem was ihm auf dem Herzen liegt und was er sich in einem kontrollierten Brief vielleicht nicht zu schreiben getraut. Wie es mit dem Schnuggel steht, wissen wir bereits, die ganze Überwachung hier ist illusorisch, und sie wird es erst recht am Schluss. Alle übrigen Gefangenen gehen wie

gewohnt nun 1 Uhr wieder an ihre Arbeit, da der Besuch bis 3 Uhr dauert. Ihre ~~Arbeitsplätze~~ aber, die Besuch empfangen, werden nun von zwei Meistern zu den anderen aufs Feld nachgeführt und die zu Besuch gekommenen begleiten sie die Hauptstrasse entlang bis zu ihren Arbeitsplätzen, denn es haben alle denselben Weg zu machen, die an die Balm gehen und die aufs Feld gehen.

Nun aber ist dies nicht so, dass etwa die Gefangenen auf der einen Seite und die Besucher auf der anderen Seite der Strasse laufen, sondern jeder Gefangene läuft mit seinem Besuch allein, und es geht in ganz gemächlichem Spaziergang die Landstrasse dahin, wollen sie doch diese letzte, schöne Gelegenheit möglichst lang und gut genießen. Die Begleitenden zwei Meister aber werden von den Besuchern in die Unterhaltung gezogen und zotteln gewöhnlich eine Geschichtenjagd vor sich her, rauchend neben oder hinterher.

Jetzt haben also jeder noch alles an den Mann bringen, was er nur geben will. Dieser Weg ist für alle das schönste Ereignis des Besuches, und er geht für alle mindestens 500 Meter, bis zur Wägenkreuzung, Gampelen oder Ins zu, wo die zwei mächtigen Kessbäume links und rechts an der Strasse stehen. Für die meisten aber geht er einen Kilometer und mehr dahin, bis sie zu ihrer Arbeitsgruppe stossen.

Arbeitet wird in diesen zwei Stunden nicht mehr viel, denn sie sind jetzt innerlich zu stark aufgewühlt, haben ihren Kameraden und Freunden zu viel zu erzählen, und nun 4 Uhr ist sowieso Arbeitsschluss heute, da es Samstag ist, und sie können es kaum erwarten, bis die erste Zigarette wieder glückt.

Auch mit der Briefpresse ist es so eine Sache, und ich glaube, ich kann das nicht besser darlegen, als durch den nachstehenden Fall, der mir persönlich passierte:

Am einem Samstagsnachmittag sass ich besond in meiner Zelle, als ganz leise, die nur zugelenkte Tür aufgeht und ein unmerklich lachendes Bubengesicht mit aufgeblickt. Es war der zweitjüngste Sohn des Direktors, der des Vaters Namen Otto trägt, ein damals etwa 16-jähriger, stämmiger Junge.

Er steckt mir einen Brief entgegen, und schaut mich mit lustig schelmischen Augen an. Da er sieht, dass ich denselben ruhig auf mein Tischchen lege, nun zu warten bis er gegangen, sagt er lachend: „Kast g' schwind!“ Aus dieser Aufforderung konnte ich ohne weiteres annehmen, dass er dessen Inhalt bereits kannte. Ich frag ihn also: „Ja hast Du den Brief gelesen?“ Worauf er mir mit tiefstem Bruchton erwiderte: „Ja du mini Güte! Wer hätte denn sonst der Zyt?“

Meine Frau teilte mir ein freundiges Familienrequis mit, bei einer Schwester von mir, und das hatte dem 16-jährigen so waren gemeldet, dass er es kaum erwarten konnte bis ich den Brief las! Er war also der Briefpreser von Witzwil, der die Briefe durchlas, die sich verheiratete Leute schrieben! „Ist das nicht köstlich? —“

Faber!

Eine vereitelte Hasenjagd.

Gegen das Sonnenende tauchte unter den Gefangenen plötzlich das Gerücht auf, dass in Witzwil dieses Jahr eine grosse Treibjagd veranstaltet wurde auf die allgipfelmässigen Hasen, die den Kabispflanzungen stark zusetzen. Die Direktion habe dem Bernischen Regierungsrat diesen Auftrag gestellt, und er sei bereits gutgeheissen worden. Bei dieser Jagd sollten etwa 200 Gefangene als Treiber mitwirken.

Diese Kunde löste bei allen Gefangenen heisse Begeisterung aus. Nicht um der arenen Käselein willen, die uns mit ihrem lustigen Springen auf den Feldern, so oft erfreuten, diesen hätten gewiss die grosse Mehrzahl von uns nichts gekostet. Tatsache war, dass es sehr viel dieser Tiere gab auf dem Territorium von Witzwil, das hatte ich schon an jenem Tage gesehen, als wir auf den Kartoffelacker an der Braye gingen, um das grosse Unkraut abzuschneiden von diesen unerhöhen Stauden. Hier unter diesen Kartoffelstauden fanden wir zahlreiche junge Käselein geborgen, die noch nicht springen konnten und wir mussten mit unserer Sichel, Messen und Schwertern Vorsicht üben, um diese netten Tierchen nicht zu treffen. Gewiss richteten sie etwas Schaden in den Pflanzungen an, aber dass deshalb gerade ein Massenmord auf sie veranstaltet werden sollte, ward von uns nicht akzeptiert.

Wir hatten rasch heraus, dass hier für eine Anzahl Berner-Sonntagsjäger ein Hasenbraten in die Pfanne gejagt werden

sollte, und wir entschlossen uns alle, ihnen diesen Braten streitig zu machen und ihnen diesen Spass gründlich zu verderben.

Es gab jedoch allerlei Meinungen unter uns, und so bildeten sich die unterschiedlichen Treiber in ebenso viele Gruppen. Die Erste, wollte die Hasen in entgegengesetzter Richtung der Täger treiben. Die zweite entschloss sich, den Hasen so lange nachzuspüren, bis sie sammt diesen, Witzwil nicht mehr sahen. Die dritte Gruppe aber entschloss sich, selbst ein paar Hasen zu jagen und gleich im Wald zu braten und essen.

Alle diese Gruppen entwickelten nun in den folgenden Tagen eine rege Tätigkeit für ihr Vorhaben. Aus der Küche wurde den alle nötigen Zutaten eingehandelt. Es bildete sich ein eigenes Jagd-komitee zur Ausarbeitung der Pläne, und alle freuten sich mächtig auf dieses Gaudium der Herren z' Bern.

Das geschah das Unglaubliche. Herr Grimm - seines Zeichens-damalsiger Redaktor der Berner Tagewacht, bekam Wind von dem Vorhaben dieser Hasenjagd der Berner Sonntagsjäger und wetterte einen donob derobt grimmig in seiner Zeitung, dass man 200 Gefangene als Treiber für diese Jagd in Witzwil aufbieten wolle, dass es die Bernische Regierung für ratsam hielt, diese Hasenjagd nicht abhalten zu lassen.

Schade! dass ich ^{von} dieser amüsanten Jagd, die es das gegeben hätte, deren Verlauf nicht schildern kann.

Vielleicht könnt sie doch noch einmal Zustande, da Herr Grimm heute selbst in der Regierung sitzt und vielleicht ^{noch} mehr Verständnis aufbringt, für einen guten, billigen Hasenpfaffen! ---

Allgemeiner Audienztag für die Gefangenen bei der Direktion.

Es gehört in allen Strafanstalten der Schweiz zu den Pflichten eines Direktors, mindestens an einem Tage in der Woche den Gefangenen, auf deren Wunsch eine Audienz zu gewähren.

Dies wurde auch in allen Anstalten, wo mich mein Schicksal hinführte, so gehalten. Doch ist es jedem Direktor vorbehalten, ein mehreres zu tun. Es kommt also ganz auf seine persönliche Einstellung und Erfüllung gegenüber dieser Pflicht an, und diese aber wird zum grössten Teil diktiert, durch all jene Arbeiten, die ihm als Betriebsleiter ohnehin aufgebürdet sind.

Dabei muss ich unbedingt darauf hinweisen, dass diese täglichen Aufgaben eines Strafanstaltsdirektors – ganz abgesehen von der heutigen Kriegszeit, die ohnehin eine grosse Belastung für seine Arbeitszeit bringt – insoweit Ungemessene gestiegen sind, dass es ihm oft nun unmöglich ist, seine Audienztage im regelmässigen Turnus abzuhalten.

Eine Zeit, wo man einen 87-jährigen Greis auf dem Lehstuhl eines Direktionsbüros in ein Strafanstalt setzen konnte, (wie das einst in Zürich der Fall war) und von dem man alle Tage erwarten durfte, dass die Meldung komme, er sei auf diesem Lehstuhl sanft hinübergeschlümmt, in ein besseres Jenseits, die sind schon Jahrzehnte vorbei! Die heutige Zeit braucht

Männer mit ganzer Kraft in jeder Hinsicht. Heute ist ein Direktor nicht fertig mit einem Gefangenen, für die Dauer wo er in der Anstalt bleiben muss, wenn er nur einmal seine Eintrittsformalitäten erledigt hat für diesen. Nein, es gibt zahlreiche Fälle, wo sich ein Direktor mit einem Hineingekommenen, lange Wochen hindurch fast täglich abgeben muss. Hier hat ein Verein, gewissermassen nicht die blossste Ahnung, welche Arbeit alle Tage von einem Gefängnisdirektor geleistet werden muss, und ich möchte jeden Leser besonders auf jenes Kapitel dieses V. Bandes aufmerksam machen, „Der Arbeitstag eines Gefängnisdirektors.“

Heute ist auch das Aktenmaterial über einen Gefangenen, im Durchschnitt ums Sechsfache angeschwollen, gegenüber vor etwa 30 Jahren. Etwas weniger läge es gewiss auch, aber wir leben trotz allem noch in vielem, nach dem Sprichwort:

„Wo man einen Einfachen? Man muss kompliziert auch geht!“

Nein, Papst Kellherals im Witzwitz macht's doch einfach genug mit solchem Dicken, und bräuhete er es dazu, dass man auch Anderorts überall diese Methode von ihm übernehmen würde, dann wäre der Doktoritel (honoris causa) den ihm die Universität Zürich, anlässlich ihrer Jahrtausendfeier vor wenigen Jahren verliehen hat, für die Wegweisung neuer Reformen auf dem Gebiete des Strafvollzuges, allein schon dadurch gerechtfertigt! – aber ich hoffe, sie werden ihm darin nicht nachfolgen!

Es war Ende Sommer, als uns am Abend bei der Heimkehr die Kunde erreichte, dass diesen Abend Audienz beim Direktor sei.

Dies löste eine allgemeine Aufregung aus. Wieviele hatten sich wohl in diesen sieben - acht Monaten des Jahres 1917 schon zu ihm gemeldet? Es war absolut aussichtslos, diesem Mann einmal in einer ruhigen Stunde sprechen zu wollen, obwohl er sein Tageswerk schon vor 5 Uhr früh begann. Begreiflich! Man kann eben unmöglich alle jene Funktionen ausüben, die in einem Landwirtschaftsbetrieb mit über 300-350 Personen erforderlich sind, wenn diese auch nur im Anordnen und Planen bestehen. Denn man muss auch nachsehen, ob das Alles so gemacht wird, wie man es bestimmt oder sich gedacht hat. Wie sollte man da noch Zeit haben, jede Woche einen halben Tag frei zu haben für die Anliegen dieser vielen Gefangenen?

Aber das ist es eben - der Gefangene in Witzwil - mit seinen persönlichen Anliegen, ist hier Lebensache, er zählt nur als Arbeitskraft im Betrieb. Für diese will man von ihm, sonst nichts!

Also nach dem Frühstück beginnt der grosse Rummel. Auch ich gehe mit, nur um zu sehen, wie diese Sache gedreht wird. Von allen Seiten und Gängen strömen sie in regellosen Horden daher. Ganz dasselbe Bild wie Sonntag, wenn sie zur Kirche gehen. Plaudernd, schreiend und handelnd steht der ganze lange Gang voll da, vor dem Bürozimmer des Direktors. In allen Sprachen hört man sie reden. Es ist ein Spektakel wie auf einem Jahremarkt vor einer Schaubeule. Ich zähle bis zum Schluss 171 Mann, und ein einziger Meister steht vor dem Direktionszimmer. Wölft ruft er von Zeit zu Zeit: 'Tiet deckt au nit gar ase wüest.' 'Aber hauen ist sein letztes Wort verhallt, geht derselbe Radau weiter. Es ist keiner

von ihnen heute angemeldet. Es kommt einfach vor will. Es geht²³ auch jeder hinein wenns ihm passt. Sie haben es jetzt gar nicht eilig. Zuerst müssen ihre Handelsgeschäfte erledigt sein.

Endlich - nachdem ich mir dieses Bild gut eingepägt - gehe auch ich hinein. Vater Kellenbach steht an seinem Pult. Otto, der 16 jährige, sitzt am Tisch, und notiert was der Vater in Sachen des Gesuchstellers verfügt. Meine Audienz ist in knapp einer Minute erledigt! -

Aber bis alle drinnen waren, ist es doch 11 $\frac{1}{4}$ Uhr geworden.

Das ist immerhin eine Ristung für einen Mann, der vom Morgen 7 $\frac{1}{2}$ Uhr auf den Beinen ist und sich selbst kaum Zeit nimmt zum Essen. Andere Direktoren würden sich da bedanken!

Für Lazzabend mit Zigeunermusik.

Am einem Morgen vor dem Ausreihen, sagte der Zimmerchef des grossen Zimmers, das auf meinem Gang lag zu mir:

"Für Leppi! der Abig unersch de zu uns ie cho, es git sicher na fioleta Abig! Eusi Zigeunerhappella macht Tzigenmusik!"

Da sie hatten in ihrem Zimmer wirklich eine Zigeunerhappella, nämlich die ganze Familie Reinhardt. Grossvater, Vater u. Löhne. Sie wurden in Witzwil interniert, und man hatte ihnen ihre Musikinstrumente belassen.

Einer solch freundlichen Einladung konnte ich natürlich keine Absage geben, und versprach zu kommen. Es war jetzt Herbst und sozusagen alles unter Dach und Fach, wo sich so etwas schon

anangianen liess. Um 12,3 Uhr ging ich hinüber. Der Meister, der auf diesem Gang für diese Woche die Oberaufsicht hielt, war selbstverständlich im Bilde über diese Veranstaltung, sonst wäre sie kaum möglich gewesen, und noch viel weniger, dass ich hätte daran Teil nehmen können, denn um diese Zeit hatte er Zimmer und Gänge abzuschliessen. Der Nachtwächter spielte überhaupt keine Rolle, da er ein früherer Gefangener war, und ein gutmütiger Mensch dazu.

Der lange Tisch in der Mitte des Zimmers und die zwei Bänke waren aufrecht und die Betten hoch übereinander aufgestapelt, um Raum zum Tanzen zu schaffen. Alle Fenster geschlossen und verhängt. Und zudem spielte unten im Meistertanzsaal, das unten uns lag, ^{im} mit seiner Zitharmonika so laut, dass unsere Musik von aussen nicht hörbar wurde.

Einer der Coiffeure, der schon in Paris als Eintänzer sein Brot verdient hatte, fungierte als Tanzmeister, dem sich alle willig unterordneten. Es wurden alle damals bekannten Tänze aufgeführt. Der Schluss aber bildete ein Kotillon. Eine junge fast aus der Mode gehemmene Tänzerin, die in den achtziger und neunziger Jahren der letzten Jahrzehnte in der Regel den Schlussreigen jedes Ballfestes bildete.

Ein besonderes Vergnügen bereitete ihnen der sogenannte "Spiegel-Tanz" und der "Kissenbahn", die zwei Hauptbestandteile des eigentlichen Kotillon sind, und die ihnen viel zum Lachen gaben.

Um zwölf Uhr war Schluss, und als ich ging, lag das ganze Zimmer in einem dicken Tabakerqualm eingehüllt.

Sie alle hatten aber heute wieder einen jener lustigen Tage erlebt, der ihnen die übrigen Unannehmlichkeiten Witzwils vergessen liess!

Witzwil bewirbt seine Gäste.

24

Man wird es wohl als ein Kuriosum bezeichnen dürfen, dass es in der Schweiz eine Strafanstalt gibt, die es sich leisten kann, alle ihre Besucher gastlich zu bewirten.

Diese Besucher zählten in jenem Jahre nach hundertern. Neben den ungezählten Einzelpersonen die da kamen zur Sonnerzeit, erschienen ganze Vereine mit ihren Frauen am Werktagen, denn man wollte doch den Betrieb in seiner Tätigkeit sehen.

Um den Lesern einen richtigen Begriff Witzwils zu geben, wurden die Gefangenen, soweit dies möglich war, an Tagen solcher Massensuche, möglichst auf den Feldern der Landstrasse verkauft, beschäftigt, und ich musste mich dabei immer wieder an die bekannten "Potemkinschen Dörfer" erinnern. Hier war es allerdings vorhanden, und nicht nur schein, aber man wollte eben doch ---.

Es kamen auch viele Auslandsbesucher, denn der Ruhm von W. W. war bereits über die Gänge der Landesgrenzen gestiegen, und die Kunde, dass es da in der Schweiz eine Strafanstalt gebe, die alljährlich einen nach Hunderttausend zählenden Reingewinn abwerfe, machte auch dort grosses Aufsehen.

Die Gefangenen ihrerseits, aber freuten sich auch wenn solche Vereine ankamen, denn an solchen Tagen war ihnen eben ein Propagandamahl sicher, und das war für sie die Hauptsache. Natürlich wurde von ihnen auch viel geplänkel über solche

Besuche. So hatte sich eines Tages das Gerücht verbreitet, dass heute der Maharadscha von Tschoupa zu Besuch da sei, und es werde dementsprechend jedenfalls ein Kalb geschlachtet worden sein. Als wir dann aber des Mittags heimkamen, entsuppelte sich der Maharadscha in der Person des Alt-Regierungsrat Scheurer, des Vaters der Frau Direktor, und auf unserem Teller lag nur ein Stück Kalb fleisch. -

Nun, wenn also solche Vereinsbesuche da waren, dann wurden sie am Schlusse ihrer Anstaltsbesichtigung auch kräftig bewirtet. Waren die Besuchenden mit ihren Frauen gekommen, wurde im Garten des Direktors Kaffee, Butter, Käse und Confitüre aufgetischt und unwürdiglich konnte zugreifen noch Kopfnusslust. Da trauten dann die guten Burmuremannli und Fraumeli erst so recht auf und priesen z'Gaffee und den goldgelben Auker und Käse vom Witzwil in höchsten Tönen. Führen sie dann heim auf ihrem grossen Gesellschaftswagen, dann gleich ihre Fahrt so recht dem Bildnis eines alten Papstes, auf dem die Heimkehr der Geladenen dargestellt ist. Sie schwenkten den Gefangenen, links und rechts der Strasse die sie führen, abschiedsgrüssend ihre Hüte und Tücher zu, die von diesen kräftig beantwortet wurden.

Da sie hatten jetzt Witzwil gesehen und waren des Lobes voll, das sie heimbringen in ihre Dörfer, ohne zu wissen, in welche elenden Verhältnisse der Gefangene im Witzwil lebt, und welcher Anteil an diesem Gelingen auf ihn wartet wenn er aus der Anstalt entlassen wird! -

Mit einem Hoch auf Witzwil, entschanden sie unseren Blicken.

Ein Standgericht am Weihnachtsfest.

25

Die Weihnacht war mittlerweile angerückt und man rüstete in der Kirche den Raum für das Fest.

Die Anstalt hatte zwei Frieren. Eine für die Gefangenen, und eine für die Angestellten und deren Familien. Ich habe beiden mitgewohnt. Das Weihnachtsprogramm wurde ausschliesslich von den Gefangenen bestritten, unter der Mithilfe von Händlern der Meister und der Ausprachen zweier Geistlicher, Herr Pfarrer Schneider aus Luzern, sprach Deutsch, und einer aus Neresburg, Französisch. Diesesmal kamen alle Gefangenen mit dem Rock und Schuhen bekleidet, aber gewiss nur, weil es Winter war.

Bis zum Beginn der Frier aber, zeigte sich im Benehmen dasselbe wiederige Bild, wie alle Sonntage. Am Schluss der Christbaumfeier nahm jeder seine Weihnachtsgabe gleich mit. Diese standen auf langen Fischen, auf unseren Speisetellern bereit in dem Gang, der direkt zur Kirche führt. Zum Nachessen gab es dann Kalao. Die Frier und die Weihnachtsgaben darf ich also für recht und gut bezeichnen in Anbetracht, dass man dort eben ziemlich entfernt lebt von Städten, die eine Herausziehung von Künstlern für die Frier ermöglicht. Indessen sollte mir dieser Abend noch eine sehr unliebsame Sache bringen, die Zeugnis davon gibt, wie gemein oft Gefangene an ihrem Mitleidensgenossen handeln können, stand in diesem Umfange nur im W.W. möglich ist.

Unter der Riffengruppe gab es da einen Welschen, aus Grief, der schon öfters in Witzwil war, und aus Erfahrung, wusste, dass die Direktion jede Weihnachten allen Gefangenen mit ihren Gaben auch eine Tafel Schokolade zukommen liess. Gestützt hierauf, schloss er mit vielen schon im Sommer seine Geschäfte ab, um sich diese Tafel zu sichern. Jetzt war er gleich zu ihnen gekommen, um sein Gut haben einzuziehen.

Nun aber hätte doch mancher diesen Abend, seine Schoggi selbst genossen und erinnert sich voll Ärger des schlechten Handels, den er im Sommer mit diesem Wüchser abgeschlossen. Denn dieser Bursche hatte für seine Geschäfte noch speziell jene Zeit ausgesucht, wo er wusste, dass der Kantabak unter den Gefangenen am rarsten war, im Kaut und der Brute. In dieser Zeit der strengsten Arbeit, verbrauchen sie eben mehr von diesem Produkt. Fällt es ihnen ganz, dann sind sie physisch krank. Und in solchen Stunden stärkster Depression, wären sie instand für ein Stückchen Kantabak oder eine Zigarette, ihre Seele zu verkaufen, nicht nur eine Tafel Schokolade, und dann liegt ja Weihnachten noch so fern!

Jetzt also kamen einige dieser Ausgebeuteten zu mir, und klagten mir ihr schlechtes Geschäft, und fragten mich um meinen Rat, ob sie eigentlich verpflichtet seien, unter solchen Umständen den Handel aufrechtzuerhalten. Natürlich, hatte er sie eben ausgenützt in ihrer Not. Keiner hatte er auch nur ein ganzes Stäbli dafür gegeben, den meisten nur ein halbes, was einem realen Wert, von $\frac{1}{8}$ einer Schokolade gegenüber gleichkam.

Das Nöckste war gewesen, dass ich auf meinem ganzen Gang sofort ²⁶ feststellen liess, wer ihm hier alles verpflichtet war, denn er selbst war ja auch auf diesem. Hier siebenzehnen meldeten sich mir. Gewiss hatte er auch noch auf anderen Gängen solche, die ihm tributpflichtig waren, aber es galt jetzt dem Burschen auf der Stelle sein Handwerk zu legen, denn bis auf die drei, die bei mir Klage geführt, hatten ihm alle ihre Schokoladen schon gegeben. Er hatte sie ihnen sogar schon im Korridor und auf der Treppe vor der Kirche herum abgemessenen. Hier liess es also sofort handeln, denn am anderen Morgen hatte er sicher nicht mehr alle beisammen.

Aber was war da zu machen? Gewiss würde der Herr Direktor so etwas nicht billigen. Jetzt ihm aber mit so etwas behelligen zu müssen, wäre mir selbst zu peinlich gewesen. Und die Meister? Verurteilt hätten sie es sicher alle, aber keiner hätte den Mut gehabt, diesen Burschen deshalb zu stellen, denn er war zugleich der Chef der Rasingruppe, die ja auch die Meister rasierte.

Ich liess meinem Unterchef, Kollegen Emil kommen und unterbreitete ihm den schwierigen Fall.

Meiner Ansicht musste hier gleich ein Standgericht abgehalten werden, denn auf gutlichem Wege war hier nichts zu erreichen, dafür kannte ich diesen Welschen zu genau.

Emil zitterte vor Wut, als er alles gehört, packte mich am Handgelenk und zog mich zu meiner Zelle hinaus:

„Chun memor! dem Höber war mer izig einisch zeige wos dā z' guet hätt!“

Wir öffneten die Zellen dieser 17 Schuldner, und liessen sie

auf dem jenseitigen Halbtag versammeln, wo Emil das Opfer führte, denn der Gläubiger war auf meiner Seite. Ich eröffnete ihnen nun, dass ich ihnen den schamlosen Wücherer zur eigenen Bestrafung aushändigen werde, vorausgesetzt, dass er nicht Willens sei, die bereits abgenommene Schokolade sofort jedem zurückzugeben, und ausserdem ^{auf die} Rückgabe jener Stäbli, die sie von ihm empfangen hätten.

Diese Bröföffnung wurde mit grosser Begeisterung aufgenommen und ich ging in die Zelle des Übeltäters, um ihn vor diese Volksgerechtigkeit zu führen. Er hatte selbstredend keine Ahnung von dem, was auf ihn wartete und folgte mir auf dem Füsse. Krüben angelangt, erkannte er jedoch die Situation blitzartig, als er seine Leute sah. Noch ehe Emil ihm in Französisch den Standpunkt klar gemacht, entfarbte sich sein Gesicht zu Ascheblässe.

Nachdem dieser ihm zuerst das Gewisse seiner Handlungsweise vorgehalten, erklärte er ihm den Beschluss, dass wenn er nicht sofort einwillige, von sämtlichen die hier stehen, verurteilt werde und erst noch Anzeige bei der Direktion erfolge.

Das half! Ich musste mit in seine Zelle, und er entnahm seiner Kofferleiste die aufgestapelte Schokolade. Es waren aber über 40 Tafeln! Er hatte also auch noch mit denen anderer Gänge und Zimmern sein Geschäft gemacht, und Emil und ich bestanden darauf, dass er auch diese zurückerstattet unter gleicher Bedingung. Und so geschah es auch.

Selbst aber sah ich überall glückstrahlende Gesichter, als ständen sie noch im Banne des Christbaumes.

Ein grosser Probetag mit Motorpflügern.

Der Frühling 1918 sollte mir noch eine lustige Episode bringen.

Es war im Februar, als man davon sprach, dass verschiedene Schweizerfirmen, die sich mit der Herstellung von Pflügen, als Aushängern von Motorwagen beschäftigten, dieses Jahr in Winterthur ihre Konstruktionen ausprobieren wollten im freien Wettbewerb.

Da über diese Veranstaltung vieles geschrieben wurde in den Zeitungen, war vorauszusagen, dass diese Vorführungen nicht nur viele Interessenten, sondern auch ein Zuschauerlustiges Volk nach W. W. bringen würde. Der Motorpflug stand ja bei uns in der Schweiz vorderhand nur auf dem Papier, und hatte vorerst die Pflicht zu beweisen, dass er auch auf unseren relativ kleinen Aekern, dem Bauer von grossem Nutzen sein konnte.

Das Bümmerste war, dass ich jetzt in der Butik arbeitete und gar keine Aussicht hatte, diesen ereignisvollen Tag beiwohnen zu können. Nun — irgendwie — musste die Geschichte gedreht werden, man hatte ja seine Verbindungen. Es galt also vorerst mit meinem Freund Emil die Angelegenheit zu besprechen.

Als dies am Abend geschah, sprangte er sich in die Hände, hob mich einen Meter in die Höhe und sagte „fuche Suppsi!“ das gib mir toller Tag für uns.“ „I wott de dem Max gad wo de Bart spriche in Lache. Da muss mi Frau an cho. Ueber soviel

Lit kennt es nieken. Und eine Putzer ist einerweg im Schweine!"

Am folgenden Tage war alles im Reinen. Man werde mich holen. Anfangs März fand der Rummel statt. Witzwil aber stand schon eine Wöche früher in Aufregung, denn es galt alles in Glanz herzustellen, damit man vor dem zahlreichen Publikum bestehen konnte, das erwartet wurde. Und es war auch eingetroffen. Über tausend Personen waren eingelaugt, darunter auch unser hoher Landwirtschaftsminister. Das Wetter war trocken, schön. Über die Ebene aber pöfiff ein schneidender Morgenwind. Auch die Temperate der Metropole Bern fehlte nicht. Ein Stand, mit heissen Würsten und warmen Getränken, fand reichlichen Zuspruch.

Unsere Gruppe von acht Mann, lief neben und hinter einem grossen Pflug mit sechs Schaufeln, und wir bekamen Arbeit genug bis er richtig im Gang war, denn der Boden war harter Beton, und der Traktor den den Pflug zog, schien der Sache im Anfang nicht gewachsen zu sein. Dass es bei solchen Gelegenheiten nie an Witzmachern fehlt, ist bekannt. Aber just unsere Gruppe hatte das Vergnügen, einen solchen Witzbold in ihrer Reihe zu haben. Einen kleinen Appenzeller, der nun mit dem Übermannen Tibi-däbi gerufen wurde. Diesem war es vorbehalten, zweimal den grossen Vogel abzuschiessen am diesem Tage.

Der Pflug und sein Traktor zog jetzt seine schönen abgemessenen Furchen in dem gelben Grund, und wir hatten Zeit, uns ein wenig zu verschaukeln. Wenige Schritte von Emil und mir, mit dem Tibi-däbi, stand ein hochgewachsener Herr, mit einem in schwarzem Hemd gefassten Zwickel, in Begleitung eines andern Herrn, die dem Verlauf der Sache mit ihren Blicken folgten.

Nun war aber dem grossen Herrn sein Stumpfen erloschen, und er, sowohl als sein Begleiter bemühten sich vergeblich, ihr Feuerzeug in Flammen zu bringen. Tibi-däbi, der dies gewahrte, lief eilends auf sie zu und offerierte ihnen sein Portent-Faschenfeuerzeug, indem er den blauen Stahlhosenknopf aus seiner Hosensack zog, sammt Zunder und Stein, und begann den Knopf lustig schmeissen zu lassen, bis die Funken vom Stein auf den Zunder überschlugen und diesen zum glücken brachte. Die beiden Herren hatten diesem geheimnisvollen Vorgang mit viel Interesse zugehört. Als nun Tibi-däbi, dem grossen Herrn sein Feuer hinhält, sagte dessen Begleiter zu diesem: "Der Herr Bundesrat schultliess!" Worauf Tibi-däbi nur antwortete: "Ja, wegen dem neuen er gli Trücker!" Unser Landwirtschaftsminister, der es war, lachte herzlich darob und erfuhrte sich dankend.

— Sodann hatten wir wieder eine Motorspanne beobachtet, als aus einiger Entfernung klägliche Hilferufe einer Frauensstimme zu uns herüber klangen. Wir sprangen nach der Richtung hin, und fanden eine elegant gekleidete, junge Dame, quer in einem Wasserloch liegend, aus dem es ihr nicht möglich war, sich selbst zu erheben, und die wohl Angst hatte, dort ertrinken zu müssen.

Sie trug ein schwarzes Sammetkostüm und ein ebensolches Barett, mit weissen Reiterfedern. Emil und ich, fassten sie von einer Seite unter den Achseln, während sie Tibi-däbi, auf der andern Seite, an den Fussgelenken ergriff, da sie sonst auch mit diesem in das Wasser geraten wäre. So wurde sie aus dem nassen Element gerettet, aber leider nicht ohne, dass ihr dabei ein noch viel grösseres Unglück passierte. Denn als Tibi-däbi, sie an

den Füssen aufsauste, blieben ihm plötzlich ihre beiden Schühchen in Händen und ihre Füsse mussten nun doch noch mit dem kalten Wasser Bekanntschaft machen. Indessen - das allein - wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, aber es zeigte sich nun, dass ihren schönen, silbergrauen Strümpfen, das Füsseil vollständig fehlte, und sie nur die beiden Rohre an den Waden trug, wie Gamaschen, die sie unten vorsorglich mit einem Gummiband festhielten! --

Wie jämmerlich die Schöne an diesem kalten Morgen an ihre Füsse geklopert haben musste, das zeigten ihre blauroten Lehen zur Genüge! Zum Glück gelang es ihr noch, die Schuhe wieder anzuziehen, die der grosse Haufen der Stengierigen herbeigezogen war.

Dass sie es vergessen hatte, uns für ihre Rettung zu danken, und Witzwil eiligst den Rücken kehrt, muss man ihr, unter solchen Umständen, schon verzeihen!

Wir, Emil und ich, hätten uns, aus Anstand und eigener Scham, noch des Lachens enthalten können bei diesem Malheur der Berner Halbweltblume, hätte nicht Tobi - dabei gesagt, als sie ihm entglitt, und er nur ihre Schuhe in Händen hielt: "So, sind das ipiz die neuesten Strümpf?" --

So hatte uns dieser Tag zwei unvergessliche Erlebnisse gebracht, ausser dem grossen Flugprobefahren, und noch oft wurde davon in W. W. darüber gesprochen und gelacht.

Die Entlassung der Gefangenen in Witzwil. 29

Durchwegs in allen Strafanstalten der Schweiz, wird auf den Tag seiner Entlassung hin, Fürsorge getragen, um ihm die Rückkehr und Wiedereingliederung, in das bürgerliche Leben zu erleichtern.

Auslaufdirektion und Schutzaufsicht, sowie spezielle Gefangenenfürsorge - Vereine, arbeiten hier zusammen. In erster Linie gilt das Prinzip der Arbeitsbeschaffung für den zu Entlassenden, denn sie ist eine der unerlässlichsten Forderungen, gegen eine sofortige Rückfälligkeit bei allen jenen Delikten, wo es sich um die widerrechtliche Aneignung fremden Gutes handelt. Ebenso notwendig ist, dass der Gefangene über jene Geldmittel verfügt bei seiner Entlassung, deren er bedarf, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können, bis zu dem Tage, das er wieder seinem ersten, regulären Lohn im Empfang nehmen kann. Und als das Dritte kommt hinzu, dass er am Tage seiner Entlassung, im Besitze jener Mäntel und Kleidungsstücke ist, deren er unbedingt bedarf, um als ausständiger Mensch auftreten zu können.

Die beiden letzteren Notwendigkeiten können erfüllt werden durch die Ersparnisse des Gefangenen selbst, die er machen kann, durch das Zurücklegen seines Verdienstanteils aus dem Ertrag seiner Arbeit, die ihm der Staat zukommen lässt. Wo dies infolge der kurzen Strafdauer, oder weil der betreffende Hantone, dem Gefangenen, jenen ihm gebührenden Verdienstanteil in ungenügendem Masse zukommen lässt, ^{nicht der Fall sein kann} treten eben die genannten Fürsorge - Institutionen ein. Die meisten Kantone aber haben dies schon vor dreissig, und

vierzig Jahren als eine unumstössliche Pflicht erkannt, um der Bekämpfung weiterer Verbrechen wirksam entgegen zu arbeiten. Am weitesten fortgeschritten sind heute in dieser Fürsorgemassnahme, die Kantone Basel-Stadt und Land, Zürich, Aargau, Gen. Einige weitere stehen im Begriffe, ihren Strafvollzug und diese Institutionen dem Auffassung der heutigen Zeit entsprechend zu reorganisieren.

Wie verhältet sich nun Witzwil zu diesem hier Angeführten?

Diese Anstalt, die auch im Jahre 1843 wiederum einen Reingewinn von einer halben Million für den Staat Bern abliefern konnte, tut für die zu entlassenden Gefangenen, so gut wie gar nichts! Während alle anderen Kantone, die jährlich Hunderttausende, (Zürich sogar 4-500,000 Franken) für ihre Strafanstalten drauflegen müssen, dennoch grosse Summen für diese Fürsorge ausgeben, verhältet sich Witzwil dieser Sache gegenüber ganz passiv, und es lässt die Vermutung aufkommen, dass dem Staat eben auf diese Weise besser damit gedient sei, denn so bekommen er doch immer wieder seine allbewährtesten billigen Arbeitskräfte für seine Strafanstalt Witzwil!

Bereits an anderer Stelle erwähnte ich schon, dass man mir, für das Jahr wo ich dort war, sage und schreibe, kumpige 20. Franken ausbezahlt, die damals just für die Heimreise ausreichten. Viele aber erhielten gar, nur einen Tüpfliker!

Ist es da verwunderlich, wenn Dinge vorkommen, wie das Stärkstehende: Im Sommer, als ich dort war, fand ich auf dem Felde einen Mann bei einer Schürmütze liegend, in völlig bewusstlosen Zustande. Zuerst in der Meinung, es sei dem Manne bei

der Arbeit übel geworden, erstattete ich dem Meister Rapport, wurde dann aber darüber dahin aufgeklärt, dass es sich um einen Tags zuvor entlassenen, älteren Gefangenen handelte, der sich mit den 5 Franken die er bei seinem Austritt erhalten, nur im nahen Ins, einem Schnapsausch ausgegeben habe, um freiwillig nach W. W. zurückzukehren, da er doch keine Arbeit finden könne! Bgreiflich! Denn der Mann war ja nur noch mit Fragmenten von Kleidern angebau, so dass ihn jeder Polizist hätte festnehmen müssen, wegen offenkundigen Ärgernis, das er so erwecken musste. So aber sah ich Tüpfende zur Entlassung kommen während der Zeit, wo ich dort in der Schneiderei sämtliche Kleider der Gefangenen in meine Hände bekam, und es schmerzte mir oft fast das Herz zusammen, wenn ich diese sah, und dachte musste, dass ein Mensch, in solchen Tüfgen, wieder unter die Luke gehen sollte.

Nein, da war nicht die allergeringste Fürsorge. Nicht einmal ein Paar Hosen konnte man solchen Menschen geben. Tage keine Socken und kleudes Schuhwerk. So sah ich sie zur Winterszeit, bei grimmigster Kälte zur Entlassung kommen. Ja, das ist es wirklich zu verstehen, dass ein Mensch freiwillig ins Gefängnis zurückkehrt, weil ihm ja nichts anderes übrig bleibt. Zu diesem Zwecke hat man noch eigens den Lindenhof gegründet auf dem diese Zurückgekehrten, freiwillige Zwangsarbeit verrichten. Im Aushecken solcher "Sozialpläne" die dem Kanton den Geldebeutel füllen, sind die Witzwiler Meister ihres Faches!

Zum Schluss will ich hier noch erwähnen, auf welche Weise selbst die Polizei, Leute nach Witzwil bringt:

Berta, war ein grossgewachsener Mann, von starker Körperkraft, circa 45 Jahre alt. Er war Gemeindepräsident in einem Dorf des Berner - Jura. Leider war er ein dem Alkohol verfallener Mann, so, dass ihn schliesslich seine eigenen Ratskollegen in der Gemeinde für 2 Jahre nach Witzwil versorgen liessen.

Da der Mann freiwillig, nie nach Berlin zu bringen gewesen wäre, hatte ihn der mit der Einlieferung betraute Polizist, zuerst vollständig betrunken gemacht, bis er nicht mehr wusste wohin es ging. Im W.W. angekommen, lag er mehrere Tage im Delirium-tremens darnieder. Als er dann aus diesem erwachte und sah, dass er sich als Gefangener in Witzwil befand, gebärdete er sich dermassen, dass seine Hölle für jeden lebensgefährlich wurde. Er war zu Anfang als ich nach W.W. kam, längere Zeit in meiner Gruppe, und hat mir alles persönlich erzählt.

Es wäre noch vieles von Witzwil zu berichten, aber ich glaube dies genügt, um Jedermann ein klares Bild zu vermitteln von dem, wie der Gefangene dort lebt. Und das ist der Zweck meiner Schilderungen.

Moralische Pflicht des gesammten Schweizervolkes aber ist es, gegen einen so unmoralischen Strafvolzug, wie er in dieser Strafanstalt durchgeführt wird, öffentliche Stellung zu beziehen.

Josef Eugen Frei.